Preis 200,— Mark. 2. Jahrgang / Nr. 13

Der Querschnitt

Die mondäne Wochenschrift

Herausgegeben von Ed Golland

Bankkonto: Bank für Handel und Industrie, Depositenkasse A Breslau, Tauentzienplatz 1

Anzeigenpreis je Millimeter 60,— Mark Man fordere Vertreterbesuch

Redaktion und Expedition: Garostraße 10 Allen Sendungen an die Redaktion Rückporto beifügen

Das gefährliche Alter

Volksbeglücker — In der Kaschemme — Der schmale Frauenkörper

In der Kiste der Ewigkeit

Und so gab ich meinen Geist auf.

Es war nicht mehr viel, denn ich hatte mich in den letzten Jahren verausgabt. So schied ich mit leichtem Gepäck und ohne Zollschwierigkeiten.

Woran ich eigentlich gestorben war, wußte ich selbst nicht, doch vertraute ich voll und ganz dem fachmännischen Urteil meines Haus- und Armenarztes Dr. Rhigimus. Leichendroskarte und Reisepaß zum Himmelreich lauteten auf „Unterernährung". Für einen lyrischen Dichter ein glaubhaftes Visum. Ich hatte zwar das Gefühl, daß „Kaviar und schöne Frauen" nicht mit „Unterernährung" identisch sind, doch war ich über die schnelle Erledigung der formalitäten so froh, daß ich vergnügt „Die Scheidungsreise" vor mich hinpfiff. Die Musik in meinem Sarg war ausgezeichnet, nur die Luft war etwas schwül.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Ich pfiff also, denn die weiße Lilia, von meiner treuen Wirtin als symbolische Empfehlung für meinen neuen Schutzengel mitgegeben, hatte ich vor langem gewöhnen. An Schlafen war auch nicht zu denken, denn ich pflegte stets auf der Seite und mit der Hand unter dem Kopf zu liegen. Verräte oder geistig hochstehende Menschen sterben stets sehr schwer, denn sie trennen sich nur ungern von ihren Gewohnheiten, die ein Teil ihres Ichs darstellen. Ich hätte daher einen individuellen Sarg meinem „Einheits-Totenkoffer" vorgezogen. Man denkt stets an das Vergessene erst, wenn man im Zuge sitzt. Außerdem zog es wirklich ein bischen.

Nach zehn Minuten merkte ich, daß ich fror. Es zog jetzt ganz gemein durch alle Ritzen meines Gemaches. Man hatte mich vergessen, den Deckel abzuschrauben, oder ihn aus zarter Rücksicht noch nicht zugeschraubt. Das konnte ja auf die Dauer eine nette Bescherung werden. So gut es ging, rückte ich die Kissen vor die Ritzen und knöpfte mein Hemd wieder zu. Ich pfiff nicht mehr, sondern bockte an den Winterjoct. Die Erotik rieb mich der stärksten Gewalt des Rheumatismus. Ich bereute meine Eitelkeit und den Possus „Seidenhemd" im Testament; für das nächste Mal schreibe ich bestimmt wollenes Unterzeug vor. Uebrigens . . . . ja . . . . das Testament; das machte mit auf einmal Kopfschmerzen. Würde man es respektieren und mich für verrückt erklären, oder würde man mich für verrückt erklären und es daher nicht respektieren. Es kann doch einem Toten wirklich nicht egal sein, ob man seine Wünsche erfüllt oder nicht. Schließlich will man in seinem Leben doch einmal das letzte Wort gehabt haben.

Ich rekapitulierte also alle die Paragraphen, die ich einstmals in einer mutig-matten Todesahnung aufgesetzt hatte, und kam zu dem für mich erfreulichen Schluß, daß mein Testament für normale Verhältnisse nichts Unmögliches enthielt.

Ich war ein Kind der Liebe, d. h. der erlauchten; ich kannte sogar meinen Vater. Ich war ein Mensch der Liebe. Ich starb auch an der Liebe, d. h. durch Uebersättigung an Liebe oder an Ausgehrung durch die Liebe. Ich wollte daher auch mit Liebe begraben werden. Mein Begräbnis sollte ein großes Freudenfest werden. Ich hatte den Samen der Liebe ausgestreut und wollte im Schatten ihrer Fruchtbäume ausruhen. In der mittleren Schublade meines Bettkos lagen 1000 Autogramme, die sollten für 15 M. das Stück verkauft werden. Mit dieser Summe und dem Erlös aus dem Verkauf meiner wertvollen Gedichte, die bisher stets abgelehnt waren, sollten alle Kosten bestritten werden. Alle meine Geliebten sollten in meiner Gelbe als Ehrenjungfrauen Spalier stehen und meinen Sarg mit dunkelroten Rosen überschütten. Sekt und Austern sollten herumgereicht werden und die Geistlichen der Deutschnationalen, des Zentrums und der Demokratie die Trauerrede halten. Cello de Rhythl sollte den Hymnus der Liebe tonzen und Clemenceau, sie auf der Posaune des Friedens begleiten. Helfferich, Erzberger, Trotzki und Wilson aber sollten meinen Sarg unter dem Baccarole-Geläut sämtlicher Glocken Berlins in die Grube gleiten lassen.

Man mir erzählen, daß alles nun mit Recht durch den Kopf ging. Morgen sollte schon der festliche Tag sein, und ich in meiner Abgeschlossenheit wußte noch nicht einmal, wie weit die Vorbereitungen gediehen waren.

Ich schmiete wieder unerträglich; zwar nicht mehr die Schweißperlen der Erotik, sondern die Ausflußausdünstung des Abgeordneten Hoffmann als Kultusminister. Das Wasser lief mir nur so herunter; hundert Wasserräder hätte ich damit treiben können. Die Elbe war ein Bach gegen die Flut meiner Ausflüssung, mein Sarg aber selber keine Nordsee. Zweimal hatte ich schon die Kissen und das Hemd ausgerungen.

Je mehr das nasse Niveau stieg, desto mehr sank mein Mut. Ich würde mich morgen unsterblich blamieren und in der himmlischen Gesellschaft unmöglich machen.

Das gefährliche Alter

Vor mehr als einem Jahrzehnt veröffentlichte die bekannte nordische Schriftstellerin Karin Michaelis ihr berühmtestes Werk „Das gefährliche Alter", ein Buch, das geradezu unglaubliches Aufsehen in aller Welt erregte und das einen unvergleichlichen Siegeszug angetreten hat. Karin Michaelis hatte mit ihrer Schrift den Finger an eine Wunde gelegt und ein Problem aufgerollt, das seitdem immer wieder von den verschiedensten Seiten beleuchtet worden ist. Sie bezeichnet darin als das „gefährliche Alter" jene Epoche im Leben der Frau, die dem Absterben des Sinnenlebens unmittelbar vorangeht, und in der noch einmal, gleichsam auf der Grenzscheide zwischen Weib und Matrone, der Sturm einer Liebesleidenschaft die Seele und das Gefühlsleben der alternden Frau durchtobt. Karin Michaelis hat damit nichts Neues gesagt. Aber ihr bleibendes Verdienst ist es, daß sie den Mut gefunden hat, etwas auszusprechen, was, zweifellos als wahr längst erkannt, doch immer als unsittlich im Herzen verwahrt blieb.

Vor einigen Tagen hat sich nun hier in einer hiesigen Fremdenpension ein Vorfall abgespielt, der geradezu als Bestätigung der Behauptungen der Frau Michaelis dienen kann. Dort stieg vor zwei Wochen ein Paar ab, das der Pensionsinhaberin von vornherein etwas komisch vorkam. Während der angebliche Ehemann noch sehr jung aussah und nicht gerade die allerbesten Manieren zeigte, war die „Ehefrau" eine äußerst distinguiert wirkende Dame mit tadellosem Benehmen. Obgleich sie sich noch sehr jugendlich kleidete, sah ihr doch jeder an, daß sie nicht mehr die jüngste war. Anscheinend hing sie mit einer geradezu aufopfernden Liebe an ihrem jugendlichen Gemahl, der seinerseits mehr weniger zärtlich zu ihr war als sie zu ihm. Obgleich das ungleiche Paar einem jeden auffiel, übersah die Pensionsinhaberin, wohl infolge der sehr guten Bezahlung, das immerhin eigenartige Verhältnis. Die beiden wohnten drei Tage bei der Vermieterin, als am dritten Tage ein sehr vornehm aussehender grauhaariger Herr bei ihr erschien und sich erkundigte, ob hier eine ältere Dame mit einem jungen Herrn abgestiegen sei. Die Inhaberin wollte ihn zunächst abweisen, als er aber mit der Polizei drohte, rief sie die „Frau" aus dem Zimmer, und nun folgte eine unbeschreibliche Szene. Der alte Herr, ein Baron von — —, zog die Weltpeitsche hervor und schlug sie ihr um die Ohren, worauf er sie barsch aufforderte, sofort mitzukommen, wenn sie sich noch weitere Unannehmlichkeiten ersparen wollte. Wie sich später herausstellte, war die Dame die Gattin des Barons, während der jugendliche Pseudogatte der Wirtschaftsassistent des freiherrlichen Rittergutes war. Die alternde Baronin hatte sich in den etwa achtundzwanzigjährigen Mann sterblich verliebt und ihn schließlich genötigt, mit ihr zusammen nach Breslau zu entfliehen.

Ein ganz ähnlicher Fall, wenn auch in anderem Milieu, trug sich unlängst in einer Straße der Scheitniger Vorstadt zu. Dort drang ein junges, hübsches Mädchen in die Wohnung einer vierzigjährigen Witwe ein und schlug wie eine Wilde auf sie ein. Erst hinzukommende Hausbewohner konnten die beiden rasenden Weiber voneinander trennen. Schließlich stellte sich heraus, daß das junge Mädchen die Verlobte eines jungen Angestellten war, der bei der Witwe wohnte. Die erfahrene Frau hatte den jungen Mann durch ihre Verführungskünste soweit gebracht, daß er beabsichtigt hatte, seine Verlobung zu lösen und ganz mit der Witwe zusammen zu leben, was natürlich die Wut und die Eifersucht der Verlobten des betreffenden Herrn erregte.

Es sind fast immer bedeutend jüngere Männer, denen solche alternden Frauen im gefährlichen Alter buchstäblich nachlaufen. Das wird den betreffenden Frauen oft als moralische Verworfenheit angerechnet, hat aber nur in den seltensten Fällen mit der Moral oder Unmoral etwas zu tun. Sondern es ist ganz einfach ein krankhaft-nervöser Zustand, eine Art sexuelle Hysterie, eine Angst vor dem Alter, vor dem Nichtmehrbegehrtsein. Und dieser Zustand raubt den Frauen die letzten Hemmungen, die ihnen von der Gesellschaft auferlegt sind, und treibt sie zu gänzlich unüberlegten Handlungen. Es gab einmal eine deutsche regierende Großherzogin, eine geborene russische Großfürstin, die ihrem Mann mit dem Leibkutscher nach der Krim durchbrannte, und unvergessen ist ja noch der Fall der früheren Kronprinzessin von Sachsen, der Frau des letzten Sachsenkönigs, die ihren Gemahl mit dem französischen Hauslehrer Giron verließ. Zwar waren im letzteren Falle noch einige andere Beweggründe zur Flucht vorhanden, aber auch hier hat die Sturm- und Drangperiode, das gefährliche Alter, mitgewirkt.

Viele Aerzte und Psychologen haben sich über diese seltsame Erscheinung den Kopf zerbrochen. Verschiedene Frauenvereine haben sie sogar mit Erbitterung abgeleugnet und die tatsächlich vorgekommenen Fälle als Entartungen, sozusagen als Ausnahmeerscheinungen hinzustellen versucht. Doch wer die Augen offen hält, der wird feststellen können, daß es sich keineswegs um Ausnahmefälle handelt, und daß tatsächlich bei sehr vielen Frauen um die vierziger Jahre herum eine Art Liebestollheit festzustellen ist, die sie zu den absonderlichsten Streichen treibt. Meistens sind es ganz junge Männer, die solchen Frauen in die Hände fallen. Solange es sich dabei nur um eine mehr oder minder harmlose Liebschaft handelt, ist kaum etwas dagegen einzuwenden. Das ist Geschmackssache, denn der eine liebt die Tochter, der andere die Mutter. Aber oft führen solche Liebschaften, insbesondere wenn es sich um Witwen mit eingerichteter Wohnung handelt, zur Ehe, und nach ganz kurzer Zeit stellen sich dann die katastrophalsten Folgen ein. Die Liebe des Mannes zu der alternden Frau verfliegt sehr schnell, denn der Mann verdustet bekanntlich, wenn die Frau verblüht. Verzweiflung, Eifersuchtsszenen, ja Selbstmorde und Morde resultieren sehr oft aus einer derartigen Ehetrung. Es laufen doch nun eben so viele junge und hübsche Mädels herum, daß der bei der Vollkraft seiner Jahre stehende Mann nur zu oft und nur zu gern seine alternde Gemahlin vergißt. Und deshalb kann vor derartigen Verbindungen nicht dringend genug gewarnt werden.

Das „gefährliche Alter" der Frau; — die Heldinnen fast aller Ehestandsaffären befinden sich in diesem gefährlichen Alter. Wenn der Gatte auf Reisen geht und die stattsame Hausfrau zuhause läßt, regt sich das gefährliche, verbotene Sinnenleben der Frau. Die gefährlichsten Ehen sind die, in denen der Gatte fünfzehn Jahre älter ist als die Frau. Wenn die Frau dann fünfundvierzig Jahre alt ist, ist der Gatte sechzig Jahre alt. Die Frau also in der Höchstkraft des Weibseins, der Gatte bereits ein alter Mann, meist schon ohne Empfinden für das Sehnen der Frau. Und nun oft die Konsequenz: ein gegenseitiger Betrug. Zahllose Fälle aus der Praxis ließen sich für diese Tragödien, in denen Frauen im „gefährlichen Alter" die Opfer sind, anführen.

Wir altern alle einmal, bekommen alle einmal graue Haare. Wenn wir jung sind, können wir es uns nicht vorstellen, daß wir dann einst alt werden sollen. Doch unmerklich, unwiderruflich kommt das Alter. Und nun die Angst: jetzt wird du alt, wirst immer älter, bald ist alles vorbei. Und als Folge dieses Angstgefühls der Drang, noch schnell vom Born des Lebens zu schlürfen, noch zu genießen, noch die Zeit auszukosten, bevor die Haare grau sind. So erklärte man sich das „gefährliche Alter" der Frau. Es ist die Angst vor dem Alter, in dem man entsagen, auf Wein, Liebe und Gesang verzichten muß. „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr" sagt ein altes Volkslied. Doch ein vielgesungenes Verslein sagt ebenso wahr, aber optimistischer:

„Jung muß man sein selbst als ergrauter Mann,
Alt ist nur der, der nicht mehr lieben kann —"—

Maxim.

Nein! Das durfte auf keinen Fall geschehen. Lieber wollte ich selbst dafür sorgen, daß alles klappt.

Ich klappte also den Deckel hoch, holte mir ein paar Beulen am Kopf und sprang hinaus. Es war Nacht. Dunkel und bitterkalt denn ich war im Dezember verschieden. Kaum aber daß ich zwei Minuten draußen war und gerade feststellte, daß man mir einen gebrauchten Sarg geklaut hatte, bemerkte ich eine plötzliche Veränderung an und in mir. Es ging wirklich mit mir zu Ende. Ich wurde starr und immer starrer, meine Haut glich einer Eiskruste, und mein Blut war gefroren. Entsetzt starrte ich auf meine erstarrende Erscheinung. Mein Teint schmeckte salzig, was ich beim Putzen der Nase konstatierte. Gräßlich! Ich rieb mich auf den Rand des altgekauften Leichenschreins und fing an, den Freuden der Trauerfeier zu entsagen. Dann schlief ich ein, fröstelnd und traumlos.

Am nächsten Morgen war ich zur Salzsäule erstarrt, denn die salzigen Tränen des Körpers hatten die Temperatur meines Zimmers angenommen. Es war noch gehetzt, denn der Portier streikte. Das nächste Mal lasse ich mich verbrennen, nur zwar ohne Testament und ohne zu pfeifen. Ich werde sogar ein Feuerzeug mitnehmen, denn bei meinem Pech kann man nie wissen, ob's an dem Tage nicht gerade in den Kessel regnet. Ein Toter hat es nicht leicht, zu sterben, es sei denn, daß er keine Seele hat, die auch für Vergnügen haben will.

J. Ulfenbach.

Volksbeglücker

I.

Als ich in meinem Artikel „Vor großen Ereignissen" in Nr. 9 der „Breslauer Nachtpost" auf die drohenden Gefahren von rechts und links hinwies, gab es hier und da Zweifler, die mich als unverbesserlichen Pessimisten hinstellten. Die Ereignisse der letzten Tage haben gezeigt, daß meine Warnungen nur allzu berechtigt waren. Ich kann heute noch nicht die Quellen nennen, aus denen ich meine Kenntnis von den neuen Putschvorbereitungen schöpfte, weil ich dadurch Menschen ein Gefahr bringen würde, die durch ihre Informationen für die Allgemeinheit von größtem Nutzen gewesen sind. Aber, daß diese Quellen absolut zuverlässig sind, das hat die große Sensation im Preußischen Landtag bewiesen.

Es steht heute einwandfrei fest, daß für die letzten Tage des März ein Schlag geplant war, der, was Vorbereitungen und Organisation anbetrifft, wesentlich günstigere Aussichten auf Erfolg hatte, als der Kapp-Putsch oder gar die kommunistische Januarschlacht in 1921. Alle die völkischen Vereine, Verbände und ähnlichen Organisationen hatten in der bekannten Deutschvölkischen Freiheitspartei ein Sammelbecken gefunden, ein Gebilde, das nur dem Scheine nach eine Parteiorganisation, in Wahrheit aber ein militärisches Gebilde war, das seine Unterorganisation in militärisch aufgezogenen Kadres zusammenfaßte, und zwar zu dem allseitigen Zweck, nach faschistischem Vorbild in einem einzigen Anlauf die Staatsgewalt zu erobern und eine Säbeldiktatur aufzurichten, von deren „liebevollem" Wirken wir ja gelegentlich der Kappiade einen leisen Vorgeschmack zu sehen bekamen.

Man muß sich nur einmal vergegenwärtigen, was für Subjekte gerade in dieser Bewegung tonangebend sind, um sich den tiefen Moraldruck, der hier geschaffen haben, der sich speziell in den oberschlesischen Selbstschutzorganisationen ein Stelldichein gegeben hatte, zu ermessen zu können, was dem deutschen Volke geblüht hätte, wenn es diesem Raubzeug in die Hände gefallen wäre. Stellungslose Offiziere, arbeitsscheue „Arbeiter", ausgestoßene Akademiker, halbverkrüppelte Schüler und unreife Schulkinder bilden das Reservoir, aus dem ein paar raffinierte politische Hochstapler und abgelegte militärische Bandenführer ihr Menschenmaterial schöpfen. Und all diese an und für sich heterogenen Elemente werden einzig und allein durch die Aussicht auf Beute zusammengehalten, eine Einstellung, die nur mühsam durch ein patriotisches oder, wie man so schön sagt, völkisches Mäntelchen verdeckt wird.

Wer sind denn die Führer?

Da ist der Oberleutnant Roßbach, ein durchaus verwilderter ehemaliger Offizier ohne Disziplin und ohne Hemmungen. Zu was ist dieser Mensch zu gebrauchen, selbst, wenn einmal die Macht in seinen Händen wäre? Zu nichts! Er ist der Typus jener nichtsnutzigen Vorkämpfer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, etwa Isolani, wie sie eben in solch bewegten Zeiten auftauchen, ohne Ueberlegung, ohne politisches Verständnis, nur an die Allmacht des Säbels glaubend. Diese Existenzen sind jene Apokrypen im Weltenkirchenformat, die gern etwas sein wollen, und denen doch nichts fehlt, um es sein zu können.

Da ist jener Hitler, eine geradezu beschämend lächerliche Figur im politischen Leben Deutschlands, ein eitler Phrasenfex und dabei nur raffinierter Reklameschreier, dem es garnicht darauf ankommt, was wahrheitswidrig er schöpft. Für ihn und seinesgleichen ist es die Hauptsache, daß es etwas zu schöpfen gibt.

Und da ist endlich der famose Ludendorff, ein Don Quichotte von reinstem Wasser, ein Mann, den kaum noch irgendjemand für ernst nimmt, und der gerade von dem deutschnationalen Historiker Delbrück als einer Schädling ausgemacht wurde. Er ist ein Mann der großen Worte, aber der mangelnden Konsequenz, ein Mann, der im Augenblick der Gefahr regelmäßig versagt. Das war im September 1918 so, wo er den Prinzen Max von Baden zu dem verhängnisvollen Waffenstillstandsangebot trieb, das wiederholte sich im November 1918, wo er, Kaiser und Reich im Stich lassend, als Ingenieur Umsturm, mit blauer Brille angetan, nach Schweden floh, und das war noch dem Kapp-Putsch so, wo er, das mindestens der geistige „spiritus rector" der Kappiade, vor Gericht umfiel und jede Beteiligung ablehnte. Er ist wohl die traurigste Gestalt unter all den gefallenen Größen des verflossenen Imperiums des famosen Wilhelm von Doorn.

Und dieses Triumvirat: ein vermiedener Leutnant, ein Hochstapler mit leeren Phrasen drescher und ein abgesetzter General waren nahe daran, unter nationaler Maske den Dolchstoß in den Rücken des deutschen Volkes zu führen, im Augenblick, wo die Franzosen an der Ruhr stehen! Pfui Teufel!

Man muß es dem preußischen Minister des Innern Severing lassen, daß er verstanden hat, mit rücksichtsloser Energie schwankungslos das Wespennest auszunehmen und das Pack, soweit es in Preußen zu fassen war, dingfest zu machen. In ungefähr sechzig deutschen Großstädten haben zu gleicher Zeit Hausdurchsuchungen und Verhaftungen stattgefunden, und das Ergebnis war einfach niederschmetternd für die famose deutschvölkische Freiheitspartei. Was hier in Breslau haben Verhaftungen und Hausdurchsuchungen stattgefunden, und wir wollen nur hoffen, daß sich die Polizei einmal das Büro des Herrn von Hepke in der Kirschallee etwas genauer angesehen hat. Auch einige andere Herrschaften, die für die völkische Bewegung günstiges Verständnis bekundet haben, dürfen dabei nicht übersehen werden, insbesondere einige adelige Studenten der hiesigen Universität.

Hoffentlich greift Severing auch weiterhin eisern durch, damit endlich die dauernde Beunruhigung der friedlichen Bevölkerung verschwindet.

II.

Hat die preußische Regierung, namentlich der Minister des Inneren, in dieser rein politischen Angelegenheit Kraft und Entschlossenheit gezeigt, so kann man das leider nicht von ihr behaupten, wenn man ihr völliges Versagen gegenüber dem Wucher feststellen muß. Namentlich die Agrarier bemessen durch ihren Wucher, daß sie weit gefährlichere Feinde des deutschen Volkes sind als die Franzosen an der Ruhr. Hat die Kaufmannschaft, wenigstens teilweise, eine zum Teil recht erhebliche Preisenhung vornehmen müssen, eine Folge des auch gerade durch uns gesteigerten Käuferstreiks, so hat umgekehrt das Kaufmannstum, nur allzu oft, die Notlage der Kleinbauernschaft, von der durch den Dollarsturz veränderten Situation nahezu gar keine Notiz genommen. Die Milch zum Beispiel, das unentbehrliche Nahrungsmittel für die kleinen Kinder, hat seinen Preis erreicht, der bequemen übertrifft, der bei einem Dollarstande von 500 Mark verlangt wurde, und für Butter verlangen diese Leute nunmehr 8000 Mark. Es ist bedauerlich, daß sich die Regierung nicht aufraffen kann, um den schamlosen Aussaugungen endlich das Handwerk zu legen. Schwere Zuchthaus- und Gefängnisstrafen, Einlagungen und Beschlagnahmen reichen Mittel, um diese frechen und widerwärtigen Gesellschaft Vernunft beizubringen. Von alledem merken wir nichts. Im Gegenteil. In den letzten Tagen war ein anscheinend organisierter Lieferstreik auf dem Buttermarkte festzustellen. Nirgends war Butter zu bekommen, und erst als neue, wesentlich erhöhte Preise dafür an erzielen waren, bequemten sich die Bauern dazu, dieses so wichtige Nahrungsmittel auf den Markt zu bringen.

Auch das gehört zu dem Dolchstoß, den die angeblich so überaus patriotischen Agrarier in dem Augenblick in den Rücken der Nation führen, in dem Volk und Land von außen auf das Schwerste bedroht werden.

III.

So sieht die völkische Bewegung aus, wenn man sie etwas genauer unter die Lupe nimmt. Auf der einen Seite Umsturzversuche deutesfüscher Bandenführer, auf der anderen Seite ein Raubzug auf die Taschen der Bevölkerung. Die einen, siehe Mitteldeutschland, arbeiten mit konspirativischem Dolch, die anderen benutzen den Franzosenelnfall zur Preistreiberei.

Und so was brüstet sich mit seinem Patriotismus! Nihilismus ist ein Kinderspiel dagegen!

Max Gruschwitz.

Die Liebenberger Tafelrunde

Am Montag, den 19. März 1923, starb in Breslau der Generalmajor a. D. und ehemalige Adjutant des Kaisers, Graf Cuno von Moltke. Damit ist eine Persönlichkeit aus dem Leben geschieden, die seinerzeit den Anstoß zu der ersten folgenschweren Erschütterung des Prestiges des Hohenzollernhofes gegeben hatte. Denn die Chefgattin des Grafen Cuno Moltke brachte den Stein ins Rollen, der schließlich zur Lawine anschwoll, die den Hohenzollern überschüttete, das Hohenzollernhofes abdeckte und dem Auge des „getreuen Untertans" jene skandalösen Zustände enthüllte, die dort herrschten. Als Frau von Elbe, die frühere Gemahlin des Grafen Cuno Moltke, im schweren Prozeßkampf gegen ihren gräflichen Gatten stand, da war es der bekannte Schriftsteller Maximilian Harden, der in seiner Zeitschrift „die Zukunft" die geradezu unerhörten Zustände am kaiserlichen Hofe geißelte, und der schonungslos das Treiben einer kleinen Clique von homosexuell veranlagten Höflingen ans Licht der Oeffentlichkeit zog. Gar erbauliche Dinge kamen damals zur Sprache. Jener Graf Cuno Moltke hatte die Frau Gemahlin mit einer Bezeichnung belegt, die bei den Damen des Hofes, allen voran der Kaiserin Auguste Viktoria geradezu Empörung und Entsetzen verursachte. Bald wurde offenbar, daß der sofort zur Disposition gestellte General Graf Moltke nur ein verhältnismäßig unbedeutendes Glied in der Kette jener Scheinmänner darstellte, die den Kaiser gern umschlossen hielt und ihn als „Liebchen" erotisch verehrte. Dem Grafen Moltke folgten die Grafen Lynar und Hohenau, letzterer ein reicher Hohenzollern-

Sechs Monate in der „Graupe"

Selbsterlebnisse im Untersuchungsgefängnis Graupenstraße

Von Morituras.

Es lebe der Stumpfsinn!

„Müßiggang ist aller Laster Anfang!" Jedes Kind weiß das und wird, wenn es einsichtige Eltern hat, demgemäß erzogen. Nur das so berühmte Moabit, „Graupe", die auch sonst in ihren Einrichtungen und Anschauungen um mehrere Jahrhunderte hinter der Neuzeit zurückbleibt, ist diese alte Binsenweisheit noch nicht gedrungen. Hier herrscht Müßiggang in Reinkultur, hier wird die Faulheit geradezu gezüchtet, hier herrscht der Grundsatz: Der faulste Gefangene ist der beste Gefangene.

Mit welch' lächerlichen Kindereien, Arbeit kann man es beim besten Willen nicht nennen, die Gefangenen, die sich freiwillig dazu melden, beschäftigt werden, habe ich in einem der letzten Kapitel ausführlich erzählt. Viele, besonders die gebildeten unter den Insassen, sehnen es natürlich ab, ihre Kräfte zu solch unnützlichen Kindereien mißbrauchen zu lassen, sie machen den Versuch, eine Beschäftigung auszuüben, die ihrer Neigung, ihren Fähigkeiten entspricht, die ihr Interesse ausfüllt und ihnen über die vielen Stunden unendlicher Langeweile hinweghilft.

Die Untersuchungsgefangenen können zur Arbeit nicht gezwungen werden. Es ist ihnen jedoch gestattet, sich nach Belieben zu beschäftigen, vorausgesetzt, daß durch die Selbstbeschäftigung die Hausordnung nicht gestört und die Sicherheit der Haft nicht gefährdet wird. Von dieser Verfügung wird in ausgiebiger Weise Gebrauch gemacht. Liebhabereien, brotlose Kunst, die man einst in besseren Tagen betrieb, werden wieder ausgeübt, Kenntnisse aufgefrischt, das Studium fremder Sprachen betrieben, kurz, auf jede Weise wird versucht, dem öden Gefängnisleben einen Inhalt zu geben. Natürlich gibt es nur wenig Mannigfaltigkeit in der Art der Selbstbeschäftigung. Um das nötige Arbeitsmaterial, Werkzeuge, Geräte, eigene Bücher usw. sich zu beschaffen, bedarf es in allen Fällen einer richtigen Genehmigung. Der Gefangene stellt den Antrag, dann der betreffende Gefangene seine Angehörigen um Besorgung der gewünschten Gegenstände ersucht hat, und bis er diese endlich erhält, vergehen oft viele Wochen. Ein Beispiel:

Ein Gefangener hat den Wunsch, die langen Stunden nützlich auszufüllen und zu seinem späteren besseren Fortkommen die englische Sprache zu erlernen. Er schreibt also ein Gesuch an den Untersuchungsrichter und bittet um die Genehmigung, sich die erforderlichen Lehrbücher senden lassen zu dürfen. Dieses Gesuch wird mit aller Gewissenhaftigkeit geprüft, und, wenn es schnell geht, nach ungefähr zwei Wochen bekommt der Gefangene die Nachricht, daß seine Bitte genehmigt ist. Nun scheint er an seine Angehörigen um Uebersendung der gewünschten Bücher, Wörter usw. Geld zu senden, dort bleibt er durchschnittlich fünf Tage liegen, ehe er abgesandt wird. Pakete für Untersuchungsgefangene werden nur jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat in Empfang genommen. Wenn der bedauernswerte Briefschreiber Pech gehabt hat, langt seine Nachricht am ersten Freitag des Monats bei seinen Angehörigen an, und diese können die gewünschten Gegenstände also erst nach vollen 13 Tagen in der Gefängniskanzlei abgeben. Damit ist der unglückliche Gefangene aber noch lange nicht in den Besitz seines Lehrbuches gelangt. Bevor Bücher und sonstige Schriften an Untersuchungsgefangene weitergegeben werden, werden sie erst sorgfältig geprüft, ob sie keine heimlichen verbotenen Mitteilungen enthalten. Diese Prüfung dauert abermals 8—14 Tage, auch noch länger, und dann endlich, nach ungefähr sechs Wochen, erhält der Gefangene seine englische Grammatik. Wenn er vor Stumpfsinn inzwischen auch kreuzmüg wurde, so ist doch alles genau nach Vorschrift und instanzenmäßig vor sich gegangen, und das Vaterland ist wieder mal gerettet. Einer Zeitpanne aber, in der man beginnen kann, sich Kenntnisse anzueignen, verstreichen konnte, hat es bedurft, um ein Buch an einen Untersuchungsgefangenen gelangen zu lassen.

Wenn man eine Wanderung durch sämtliche Zellen des Untersuchungsgefängnisses unternehmen dürfte, würde man staunen, welche Kräfte und Fähigkeiten hier brach liegen, welche Talente und geistige Gaben hier verkümmern müssen, weil es eben nicht erlaubt, daß jeder Gefangene seine Kräfte in richtige Bahnen zu lenken, wo er zum Wohl und Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft hohen Zielen zustreben kann.

Da war auf Abteilung B IV ein Untersuchungsgefangener, von Beruf Uhrmacher, ein kleiner, unansehnlicher Mensch, halb verwachsen, dem man nicht die geringsten künstlerischen Fähigkeiten zutrauen würde. Doch er leistet auf dem Gebiete der Holzschnitzerei geradezu Erstaunliches. Er hat es seine Zelle in ein Atelier umgewandelt und hier, trotz des elenden Lichtes, trotz des Mangels an Modellen und sonstigen Hilfsmitteln, schafft er wahre Kunstwerke. Seine Werkzeuge sind minderwertige Wasserfarben und Pinsel, die er sich zum Teil aus den Seegrasfasern seiner Matratze selbst herstellt. Ich sah von ihm eine Madonna, lebensgroß, eine Arbeit, die er, ohne jede Vorbild zu haben, lediglich nach dem Gedächtnis, vollendet hat. Vollendet im besten Sinne des Wortes. Der Mann sitzt in Haft, weil er einige Uhren, die ihm zur Reparatur übergeben waren, unterschlug. Er ist verhetzteret, hat mehrere Kinder, war vor dem Kriege Inhaber eines Uhren- und Goldwarengeschäftes. Trotz seines Körperfehlers wurde er, als 1918 das Kanonenfutter knapp wurde, eingezogen. Mußte sein Geschäft verkaufen und geriet nach seiner Entlassung vom Militär in bitterste Notlage. Eröffnete eine kleine Reparaturwerkstatt, die aber schlecht ging. Andauernde Arbeitslosigkeit, Krankheit seiner Frau und der Kinder waren das traurige Ende seiner Tat, die ihn in „Graupe" brachte. Auch ein Opfer des Krieges! Nicht gefallen auf dem Felde der „Ehre", sondern auf dem Felde des — sagen wir — Gegenteils. Trotzdem nicht minder beklagenswert. Er wird die paar Wochen oder Monate Strafe, die er erhält, abmachen und dann . . . . ?? Seine zahlreiche Familie bedauernswerte Kinder, er wird als Vorbestrafter noch schwerer Arbeit finden als vorher, das Ende kann man sich leicht denken —

Zu den originellsten Mitteln greifen Gefangene, um über die endlosen Stunden quälender Langeweile hinwegzukommen. Vor wenigen Monaten war in der „Graupe" ein höherer Bankangestellter, der wegen umfangreicher Unterschlagungen und Fälschungen saß und eine hohe Strafe zu erwarten hatte. Die Strafzeiten lagen z. T. schon lange Zeit zurück, die Ermittelungen waren äußerst schwierig, und so war der Angeschuldigte schon ein halbes Jahr in Untersuchung. Während der ersten Monate seiner Haft durfte er sich eigene Bücher, Zeitschriften, wissenschaftliche Werke schicken lassen. Eines Tages aber wurde er in einer Durchsuchungsnacht, bei der die Druckzeilen eines Buches Mitteilungen geschrieben waren, die, wenn sie zur Kenntnis des Gefangenen gelangt wären, den Gang der Untersuchung ungeheuer erschwert hätten. So wurden dem Häftling alle Bücher, die noch in seiner Zelle waren, kurzerhand weggenommen, und er durfte keine mehr entgegennehmen.

Das war für den Gefangenen ein harter Schlag. Kartoffeln schälen, Papier kleben oder die sonstigen üblichen Gefängnisarbeiten" zu verrichten, lehnte er natürlich ab. Beweglichen Geistes und erfinderisch wie er war, verfiel er auf ein abfonderliches Mittel, um sich die Zeit zu vertreiben. Er war ein starker Schachspieler gewesen und hatte das „königliche Spiel" oft geübt. Doch in seiner Zelle besaß er weder Brett noch Figuren, und es bedurfte, um sich solche senden lassen zu dürfen, märe aufsichtsloses gewesen. Der Gefangene verlangte also Nähzeug, um seinen angeblich schadhaft gewordenen Anzug auszubessern. Diesen Wunsch konnte man ihm nicht abschlagen. Er bekam Nadel, Garn, Schere, und mit dieser Schere, um die es ihm zu tun gewesen war, schnitt er sich aus einem Papierkorb ein Schachspiel. Nähe Gebilde zwar, aber bescheidenen Ansprüchen genügten sie. Auf ein anderes Stück Pappe malte er die entsprechenden Felder. Und nun hatte er einen anregenden und geistreichen Zeitvertreib. Da nimmand da war, mit dem er spielen konnte, stellte er selbst Probleme auf, erdachte die schwierigsten Kombinationen, grübelte von früh bis spät über seinen Figuren. Aber das Schach kann ein Gift sein, wie Opium und Nikotin. Es regt im Anfange an, doch später benebelt es die Sinne und bringt langsam um den gesunden Verstand. Der Gefangene vergaß allmählich seine Umgebung, seinen Prozeß, die ganze Welt und hatte für nichts Interesse, außer für das Schach. Es half nichts, daß man ihm das Spiel fortnahm, er sah mit geschlossenen Augen Brett und Steine vor sich, bis in den Schlaf hinein verfolgten ihn unlösliche Aufgaben, er spielte im Geiste unaufhörlich Schach. Schließlich brachte man den Gefangenen nach der Einbauwirtstraße und stellte das Verfahren gegen ihn wegen Geistesverwirrtheit ein.

Andere Gefangene wieder sind wahre Reinlichkeitsfanatiker. Sie veranstalten in ihrer Zelle jeden Tag großes Aufräumen, scheuern die Dielen, reiben das Blechzeug blank, bis der Putzlappen raucht, und wenn sie damit fertig sind, fangen sie noch mal von vorne an. Daher die vielgerühmte Sauberkeit in den Gefängnissen, die weniger den Reinlichkeitssinn der Gefangenen als vielmehr dem infinitiven Bedürfnis, eine Tätigkeit auszuüben, die Glieder, die sonst eingerosten würden, in Bewegung zu bringen.

Nun will ich noch eine Herzensgeschichte erzählen, nämlich, wie ein Gefangener es fertig brachte, trotz der dicken Mauern und Riegel, trotz der Schlösser und Eisengitter mit der Außenwelt in Verbindung zu treten und zarte Liebesgedanken auszutauschen. Nicht durch Schreiben von Kassibern, sondern indem er in eigener Person eine Breslauer Schöne poussierte. Diese Geschichte ist keine Fabel, nein, der Verfasser dieser Aufzeichnungen hat sie selbst erlebt. Und daß ich mich bemüht habe, in diesen Blättern ohne Uebertreibungen und Beschönigungen stets bei der Wahrheit zu bleiben, wird jeder, der die „Graupe" von innen kennt, mit Kopfnicken gern bezeugen.

Also, ich war in einem Flügel des Gefängnisses untergebracht, dessen Fenster nach einer Querstraße der Graupenstraße gingen. Nach Süden gelegen, war meine Zelle eine der wenigen, in welche um die Mittagsstunde ein schmaler Streifen Sonnenlicht fiel. Um diese Zeit rückte ich stets den Tisch an Fenster, dieses durch einen Spalt offenes Fenster die frische Luft und ließ mir die liebe Sonne ins Gesicht scheinen. Meine Zelle hatte einen besonderen Vorzug. Eine

In der Kaschemme

Ein Breslauer Nachtlokal nach dem anderen hat seine Pforten schließen müssen, denn die Polizei kam ihnen allen auf die Spur und hob sie aus. Drei Nachtlokale gibt es noch in ganz Breslau, in denen etwas Betrieb ist. Das eine Lokal hat Durchschnittsbetrieb, in ihm verkehrt das Publikum, das aus den anderen Lokalen kommt und wo anders noch eine Flasche trinken will. Also wirklich nichts Besonderes für einen, der den früheren Nachtbetrieb kannte. In dem zweiten Lokal in einer vornehmen Straße, ist ziemlich exklusiver Betrieb. Da die Wirtin des Lokales Angst hat, daß ihr die Polizei auf die Fersen kommt, hat sie keinen Schlepper vor dem Lokal stehen wie die anderen Lokale, sondern nur eine besondere und ziemlich raffinierte Einrichtung: in der Gittertür, mit der das Lokal zur Straße hinaus abgesperrt ist, befindet sich ein kaum sichtbarer erbsengroßer weißer Punkt. An diesen bringt man eine Nadel oder sonst einen Metallgegenstand heran, und innen im Lokal wird dadurch eine Klingel in Bewegung gesetzt. Der weiße Punkt ist der Kontakt zu einer elektrischen Klingel, die direkt ins Lokal führt und nur den Stammgästen bekannt ist. Unten im Lokal verkehren die pompösen Damen aus Liebichs Tanzpalast und die feudalen Herren Offiziere a. D. Das Geld fliegt jedenfalls dort unten, die Inhaberin, von der man sagt, daß sie mehr auf Frauen als auf Männer inkassiere, kommt auf ihre Kosten.

Nun das dritte Breslauer Nachtlokal, eine Kaschemme, in die man als bessergekleideter Mensch sich nur hineintraut, wenn man blau und seiner Sinne nicht ganz mächtig ist. Die wenigsten Leute selbst die, die sonst jedes Nachtlokal kennen, kennen dieses ziemlich dubiose Lokal auch nur dem Namen nach. Man wird erst durch ein kleines Geschäft geführt, das neben dem Lokal liegt, kommt durch einen düsteren Hof in die Küche und von da in das Lokal selbst. Ein Geiger steht in der Ecke, zwei Paare tanzen, alle Tische besetzt von ziemlich demimondän aussehenden Publikum. Eine sehr dekolletierte schwarzhaarige und ziemlich üppige Animierdame zwitschert mit vertrunkener Stimme:

„O meine Großmama, das war 'ne Nummer,
Wie hatte Großpapa mit ihr viel Kummer,
Denn sie war schön und fesch und adrett,
Und hob die Beine wie eine vom Ballett“. — —

Und das gesamte Publikum singt diesen erschütternd geistreichen Text mit, und eine Flasche Schampus nach der anderen wird angebracht. Undefinierbare Marke, die Flasche zu 24 000 Mark. Ein total betrunkener Fleischer, der ein dürres, verhungertes Strichnichen im Arm hat, schmeißt einen Tisch um, der Sekt fliegt dem Mädel auf das Kleid. Die plärrt und schimpft, daß sie das Kleid nicht mehr tragen könne, der Wirt kommt und bittet um Ruhe, der Fleischer meint mit mürber Stimme: „Nu nimm der doch, damit de nich so weinst,“ zieht die Brieftasche mit schlaffen Händen aus der Tasche, das Mädel hat sie bereits in der Hand und will erben. Doch so betrunken, wie das Mädel glaubte, ist der Kavalier doch nicht. Wie es dann zur Bezahlung der Zeche kommt, merkt der Fleischer, daß ihm der größte Teil seines Geldes aus der Brieftasche geflediert wurde. Er steht auf, nimmt eine Sektflasche in die Hand und schreit los: „Ihr Räuber Ihr, Ihr Lumpen, Ihr Weiber Ihr, mein Geld will ich haben, geneppt habt Ihr mich, mein Geld will ich haben!“ Der Wirt kommt herbeigestürzt, sucht den Mann zu beruhigen, der steht noch immer mit der Sektflasche in der Hand da, und wer ihm näherkommen wollte, hätte das unsympathische Risiko, daß er die Sektflasche an den Kopf bekommt. Das Mädel, mit dem der Fleischer ankam, und das ihm das Geld aus der Brieftasche genommen hatte, muß jetzt wieder mit den hübschen Zehntausendern herausrücken, und der Mann bezahlt eine Zeche von über 100 000 Mark: Drei Flaschen Sekt und etlichen Schnäpsen. Eine derartige Zeche ist hier keineswegs hoch. Es gehört nichts dazu, hier eine halbe Million in zwei Stunden loszuwerden. Eine Tischgesellschaft von vier Personen trinkt schnell acht Flaschen Sekt. Und dann noch zwischendurch etwas gegessen, ein paar Schnäpse, und das halbe Millionchen ist verbraucht. Im übrigen ist das Publikum, das in diesem Lokal verkehrt, garnicht besonders auffallend. Es verkehren hier die typischen „Stuppen“, die geschäftlich nach Breslau kamen, in einem Lokal sich betranken und dann hier landeten. Jetzt, wo es die Fünfzigtausend-Mark-Scheine gibt, kann man zehn Millionen in der Tasche tragen, ohne daß es auffällt. Und was kommt es den großen Bauern aus der Provinz, den Viehund Pferdehändlern darauf an, wenn sie mal eine halbe Million verpumpfen? Das nächste Stück Vieh, das sie auf den Markt bringen, bringt es ihnen ja wieder ein.

In einer Nische am Klavier sitzt eine Tischrunde von vier Herren, zwei älteren Kavalieren, deren einer einen langen Vollbart trägt, und zwei jungen Bürschchen von etwa zweiundzwanzig Jahren. Kaum daß ich ins Lokal komme, trotzdet der eine junge Bengel auch schon los: „Ach Schwester, sieh doch mit Deinen kakaobraunen Kinderaugen, die „Nachtpost“ kommt da angetellacht, Gooott, sie wird uns noch in die Zeitung bringen.“ Ich begrüße die beiden Jünglinge, die ich noch aus einem homosexuellen Verein her kenne, in dem ich mal als Ehrengast eingeladen war, und dann geht das süße Getratsche los: „Denken Sie sich süßer Herr Golland, mein Freund ist mir untreu geworden, hach, er geht mit einem andern, dieser hellenische Freudenknabe. Und der Freby, dieses rasende Kuchenweib, ist jetzt in Berlin, hach, mir puckert ja das Herzchen, wenn ich an ihn denke.“ Ich beende das Gespräch, das Milieu ist mir etwas zu illa. Und ein Strichjungchen, das nebenan sitzt, flüstert, wie es das Gesuchte der vier andern versammelten Herren gehört hat: „Huch Gott, Schwester, küß mich, lieb mich, sei bissel brutal zu mir, süßer Wüstling, beleg mich mit Raubtiernamen, sag' Iltis!“

In der Ecke sitzen drei Herren mit einem etwa zwanzigjährigen Mädel. Alle vier scheinen in einem Geschäft beschäftigt zu sein, denn sie unterhalten sich über den Chef und ärgern das Mädel damit, daß es immer zu ihm ins Privatkontor gerufen werde. Und eine Lage Likör nach der anderen kommt auf den Tisch, das Mädel hat schon einen kleinen Schwips sitzen und singt mit lallender Stimme: „Ich bleib Dir treu und laß mich nicht verführen“, die drei jungen Leute freuen sich, daß das Mädel schon einen Schwips hat, und sie es dann leicht mit ihr haben werden. Doch die Katastrophe kommt: gerade wie der Wirt kassieren will, fällt das Mädel glatt um und bleibt eine Minute starr liegen. Und dann plötzlich wirft es den Körper, schlägt mit Händen und Füßen um sich und schreit los. Und da nützt kein kaltes Wasser und kein Riechsalz. Wenn ein Weib Schreikrämpfe bekommt, gibt es nur ein Mittel, das selbst ein Arzt anerkennen wird: ein paar Hiebe mit dem Stock. Und die Wirte in den Nachtlokalen kennen dieses Mittel. Der „Boos“, der Wirt, brennt dem Mädel ein paar über, und es kommt zu sich, wimmert bloß noch, bekommt dann noch ein Glas Wasser, und die drei Begleiter zahlen, fluchen und gehen mit dem Mädel. Es ist das zweitemal, daß ich in einem Nachtlokal Schreikrämpfe bei einem Mädchen beobachtete. Das ungewohnte Milieu, die stickige Luft, das ungewohnte Lokal wirken auf die Nerven eines Menschen, der das alles nicht gewohnt ist, so, daß es eben zur Explosion kommt. Nirgends beobachtet man soviele hysterische Anfälle bei Frauen wie im Nachtlokal.

Es ist mittlerweile sieben Uhr geworden, das Lokal ist noch immer voll. Draußen hört man die Straßenbahnen rasseln, die Leute gehen zur Arbeit. Doch hier im Lokal sitzt man noch immer bei verhängten Fenstern und döst müde vor sich hin. Der Geiger geht noch einmal von Tisch zu Tisch und erbt noch ein paar Tausender, der Wirt geht kassieren und die Gäste zahlen, entsetzt über die Höhe der Zeche. Jetzt, wo sie nüchtern geworden sind, tut ihnen das verpulverte Geld leid. Ein Tisch nach dem andern wird leer, die Fenster werden geöffnet, damit der Dunst und Qualm abzieht. Ich schließe diesen Artikel, den ich, mit Verlaub gesagt, auf einem Stoß Zettel niedergeschrieben habe, die eigentlich für andere Zwecke bestimmt waren, zahle, setze mich in die Droschke und fahre mit schwerem Schädel nachhaus. Und schlafe bis in den späten Abend hinein. — Um nachts wieder ausgeschlafen zu sein.

Motto:

„Wenn früh der neue Tag erwacht,
Dann gehen wir mit frischer Kraft
Der Arbeit aus dem Wege — — —“

Ed Golland

Wir, die heutige Jugend — — —

Wir haben zuckersüße Beenchen
Und goldblonde Löckchen,
Blitzende Zähnchen
Und knickkurze Röckchen,
Sind vormittags im Lyzeum,
Nachmittags auf dem Bummel,
Angeblich im Museum,
Man kennt doch den Rummel.
Wir haben stets zu flüstern,
Zu zwei'n und zu drei'n,
Stets hört man uns wispern:
„Huch Gott nein!“

Sanft wie 'ne Nonne,
Keusch wie 'ne Lilie,
Sind zu der Eltern Wonne
Wir Mädchen aus guter Familie.
Wir werden stets erröten,
Stets schüchtern erblassen,
Keine Romane lesen,
Jedes Rendezvous verpassen,
Wir werden nie poussieren,
Stets tugendhaft sein,
Nichts Verbotenes riskieren, —
Huch Gott nein!

Wir haben keine Verehrer,
Die uns ins Weinhaus führen,
Kennen keine Kavaliere,
Die uns seidene Strümpfe spendieren.
Der Storch bringt die Kinder,
Das glauben wir natürlich,
Die Eltern glauben nicht minder,
Wir sein brav und manierlich.
Fest steht die Tugend,
Unverführt und rein
Von uns, der heutigen Jugend, —
Huch Gott nein!

Wir heutigen Mädchen
Sind doch wirklich eine Pracht.
Tags sind wir solide,
Aber des Nachts — —!—
Wenn die Eltern fest schlafen,
Dann stürmen wir raus,
Der Freund, mit dem wir uns trafen,
Der führt uns fein aus.
Und die Eltern, die schlummern
Und schwör'n auf unsere Tugend;
Wat sind wir feine Nummern,
Wir, die heutige Jugend — — —!— —

Walzer von Chopin

Dämmerung! Schwere dunkle Portieren saugen gierig das letzte Licht, verschwommen, silhouettenhaft heben sich von dunklen Klubsesseln blasse Gesichter! Im Kamin glüht das Feuer, sein Schein flackert auf eine Frauengestalt am Flügel und huscht wie ein Irrlicht über ihr weißes Teagown. — Zuweilen, wenn der Wind etwas stärker in den Kamin fährt, wagt er sich bis an die schlanken weißen Finger, die wie Elfen über die Tasten tanzen, als wollte er die Töne haschen, die sie hervorzaubern. — Die blassen, dämmerungumhüllten Gesichter starren verzückt in die knisternden Flammen. Die wachsen und züngeln immer höher empor, bis sie zu Feuerkränzen werden, die gierig zur Decke lechzen. — Aus dem Kamin schwebt ein Weib, das gleitet lautlos, in seltsam verschlungenen wiegenden Tänzen durch das Zimmer, hingebend, hoheit, leidenschaftlich, wild, verzückt, schmerzdurchwühlt, müde, alle Freuden und Leiden des Menschenherzens spiegeln sich in dem Rhythmus der unverhüllten formschönen Glieder. Blauschwarze Haare umrahmen das durchsichtige Antlitz wie eine düstere Drohung, aus den großen, ernsten Augen blickt kindliche Schwermut: — Walzer von Chopin!

Der Herr mit dem Sportgesicht

Jede Zeit hat ihr eigenes Schönheitsideal. Das gilt im großen für die Forderungen der ästhetischen Schulen und im kleinen für den Hausgebrauch des täglichen Lebens. Man denke etwa nur daran, wie sich der Geschmack der Damen in der schönheitlichen Wertung des männlichen Gesichts im Laufe der Jahre fortwährend geändert hat. Was die Mütter in diesen Belangen noch bewunderten, belächeln bereits die Töchter, und die männlichen Ideale der Großmütter erregen einfach die Heiterkeit der Enkelinnen.

Der Versuch, eine unserer jungen Damen bewegen zu wollen, sich in einen Herrn mit Vollbart Umhängebart zu verlieben, müßte kläglich scheitern. Und doch war das Vollbartgesicht einmal das Ideal männlicher Schönheit. Es kennzeichnete geradezu eine ganze Epoche. Wenn in den glücklichen sechziger und siebziger Jahren die Damen von einem Herrn träumten, so war es bestimmt ein Herr mit einem Vollbart. Auf den Bildern, Photographien und Illustrationen aus jener Zeit dominiert überall der Vollbartherr. Die Romandichter dichteten damals ihren Helden die kühnsten Bärte ins Gesicht und die Schauspieler erschienen stets mit dem gewissen Umhängebart, der uns Nachfahren so unausstehlich ist. Der Hüftenbelfter ist ohne heißen Umhängebart nicht denkbar. Aber noch bei Sudermann trugen die Helden vom Schlage des Grafen Trast diesen unentbehrlichen Schmuck männlicher Schönheit.

Dem großen Bart kamen zweifellos psychologische Qualitäten zu. Das aufsteigende Bürgertum der damaligen Zeit liebte ihn. Er machte Eindruck, denn er hatte mit seiner Haarfülle etwas Imponierendes, Außergewöhnliches. Eine Atmosphäre von Feierlichkeit umgibt seinen Träger. Dieser Bart wirkte eben dekorativ. Er verlieh Ansehen und Würde. Darum haben sich auch die meisten Staatsoberhäupter damals seiner bedient.

Die Frauen hat der Umhängebart nach dem Zeugnis verlässlicher Zeitgenossen fasziniert. Sie konnten seinem dekorativen Zauber nicht widerstehen. Er war das Symbol vollendeter Männlichkeit. Der Bart gehört ja zu den wesentlichen Geschlechtsmerkmalen des Mannes. Darum beschäftigt er stets die Phantasie der Damen. Erst Ende der achtziger Jahre wurde die Herrschaft des Vollbartes gebrochen. Eine Renaissance des männlichen Antlitzes machte sich geltend. Die Haare verschwanden aus den Gesichtern der Herren. Die Rokeure bekamen Arbeit. Nur auf der Oberlippe duldete man noch einen buschigen Haarrest, der sich aber keineswegs einer unbekümmerten Freiheit erfreute, sondern einem strengen Zwange unterworfen wurde. Man brachte die Haare in eine bestimmte Ordnung, indem man sie bei den Mundwinkeln in die Höhe bog, so daß nun ihre äußersten Spitzen fast bis zu den Augen reichten. Das „Es-ist-erreicht-Gesicht" war geschaffen. Das männliche Antlitz hatte eine neue Schönheitslinie bekommen. Das Zeitalter der Bartbinde war angebrochen.

Der „Es-ist-erreicht"-Bart war zuerst der Bart der Militärs, der Regierungsbeamten und der Hofleute, die sich noch ihrem kaiserlichen Vorbild richteten. Diese Bartmode kam vom Kasernenhof her. Man ging da mit den Haaren wie m't den Rekruten um. Auch in diesem Barte spiegelte sich der Geist seiner Zeit. Natürlich bohrten sich die Spitzen des „Es-ist-erreicht-Bartes mit Vorliebe in weibliche Herzen. Den Damen diesen allerlei Schauder über die schönen Rücken, wenn sie daran dachten, von zwei bewaffnete gesträubten Schnurrbartspitzen geküßt zu werden. Der „Es-ist-erreicht-Bart", dessen sich natürlich im Verlaufe der Zeiten auch das Zivil bemächtigte, hatte den einen Vorzug, daß er auch einem simplen Nichtmilitär die Möglichkeit gab, sich im Glanze einer gehobenen Erscheinung zu zeigen.

Durch zwei Jahrzehnte beherrschte dieser Bart die Lippen der deutschen Männer. Da wandten sich allmählich die Jünglinge dieser Nation neuen Schönheitsidealen zu. Sie entfernten die zwei gesträubten Haarspitzen aus ihrem Gesicht und schnitten den verbleibenden Rest der Bartbanse zu einer netten kleinen Wiese zu, das amerikanische Gesicht hielt in Deutschland seinen Einzug. Es war zweifellos weiter und sympathischer als mit diesem gesträubten „Es-ist-erreicht"-Bart. Das männliche Antlitz erhielt einen weicheren, etwas femininieren Zug. Die Damen nahmen an dieser Wandlung lebhaften Anteil. Das amerikanische Herrengesicht sah sehr schick aus. Die Bürste kleine Bürste auf der Oberlippe war immerhin von köstlicher Verführung.

Dieses amerikanische Gesicht kam über die deutsche Männlichkeit in jenen Jahren vor dem Kriege, als Amerika in ganz hervorragendem Maße das Interesse Deutschlands erregte. Es war die Zeit, da die Austauschprofessoren und die deutschen Dichter nach Amerika reisten, um Freunde für ihre Heimat zu werben. Es war die Zeit, da Deutschland dank seiner Unternehmungslust eine gewisse Weltbürgerlichkeit erlangt hatte und dieselbe nicht besser befestigen zu können meinte, als daß sie die fremden Sitten und Gebräuche annahm und sich den fremden Gepflogenheiten anpaßte. Ganz im Gegensatz zu dem anderen Weltvolk der Engländer, die von der ganzen Welt verlangen, daß sie ihre Sprache und ihre Gewohnheiten annehmen soll. Der Krieg hat gezeigt, daß die deutsche Taktik nicht ganz die gute war.

Seit dem Zusammenbruch hat das deutsche Männerantlitz wieder eine Wandlung durchgemacht. Es wurde der Bart ganz aus dem Gesichte getilgt. Das glattrasierte Gesicht ist Mode. Der Herr mit dem Sportgesicht ist der Elegant unserer Tage. Es zeigt sich, daß auch in Männern der Herr mit dem Sportgesicht, dem glattrasierten Gesicht, die große ästhetische Herrenmode geworden ist. Das hagere, glattrasierte Gesicht gehört zum Typ des Engländers und Amerikaners genau w'e die Shagpfeife. Das glattrasierte Gesicht ist eine Auswirkung des Krieges. Die Erkenntnis, daß nur die Sehnigkeit und Muskelkraft den Sieg bringt, hat der Krieg in unser Gedächtnis gehämmert. Muskelkraft und nüchternes Denken, — die Parole unserer Zeit. Das glattrasierte Gesicht ist in den meisten Fällen ein leeres, nüchternes Gesicht. Nur markante, strenge Physiognomien kommen hier zur Geltung. Es ist das Gesicht einer Jugend, die keine Romantik gekannt hat, kein heimliches Erleben, die nicht mehr träumt und nachdenklich ist. Interessen nur für die Realitäten des Lebens in ihrer vollen Nüchternheit Verständnis hat. Goethe und Schiller und Kant und Zarathustra kommen im Denken der heutigen Jugend nicht mehr zur Geltung. Die heutige Jugend sieht im Fußballspiel ihr Ideal, Ringkämpfe sind die Ziele ihrer Sehnsucht, das Boxen erregt ihre Bewunderung. Der Herr mit dem glattrasierten, dem Sportgesicht, ist der smarte Verdiener. Einst trugen nur die Pfarrer, Schauspieler und Kammerdiener das glattrasierte Gesicht. Es galt als das Gesicht der Leute, die voll Verständnisses für alles im Leben sind. Denn Pfarrer, Schauspieler und Kammerdiener blicken hinter die Kulissen des Lebens, haben für die menschlichen Schwächen besonderen Verständnis und ein gütiges Lächeln das Verstehens und Verzeihens.

Dem zeitgenössischen Herrn mit dem markanten, glattrasierten Gesicht, dem Sportgesicht, fehlt jedes Verständnis für etwas, was ihm selbst fernliegt. Er liest nicht Goethe und Schiller, seine einzige Lektüre ist der Kurzgetzt. Er hat kein Ideal als das Geldverdienen. Er ist das Mittelding zwischen Gentleman und Raubmörder, er läßt die Barbame in Geld schwimmen, aber den alten Mann, der halbverhungert an der Ecke steht, übersieht er. Er hat etwas Rücksichtsloses, Hartes, Unbarmherziges in seinem Wesen, gleichgültig, ob es sich um eine der schönen länglichen Windhundgesichter oder um eine der dicken, feisten, selten Schlemmergesichter handelt. Immer bleibt es das Gesicht der heutigen Zeit, in der das Gesicht den Geist unterdrückt hat, und in der nur derjenige das Recht zum Leben hat, der seine starken Ellenbogen rücksichtslos zu gebrauchen versteht.

Heute regiert das glattrasierte Gesicht, das markante, arrogante, eleganteste Sportgesicht. Was für ein Männerantlitz wird uns die Mode bringen, wenn die Herrlichkeit des Sportgesichtes eines Tages vorüber sein sollte?

— Alois Ulrich.

Aha, na ja!

Von Oskar Rainer-Klitsch.

Ein Mädel steht an der Ecke und sagt: Traloralala!
Da kommt ein Herr um die Ecke und macht: Aha, na ja!

Um die Ecke verschwindet ein Pärchen: Elegant!
Das ist der Anfang von einem Märchen: Charmant!

Im Séparée, die Kleine flüstert: Non, jamais!
Der Kavalier — „auf dein Wohl" — heiß flüstert: Mon aimée!

In einem Zimmer ist heut nacht noch Licht: Traloralala!
Man kann sich was denken und sagt es nicht: Aha, na ja!

Der schmale Frauenkörper

Wieder einmal erfolgt zum Saisonbeginn ein „Umbau" des Frauenkörpers. Nach der Flachheit wird die Schmalheit als Modeideal anerkannt. Während noch in der Vorsaison mit allen Mitteln darauf hingearbeitet wurde, die Figur möglichst flach erscheinen zu lassen, was sogar durch künstliche Verbreiterung am besten geschah, gilt augenblicklich nur die ganz schmale Gestalt als modegerecht schön. Lange Achseln und Hüftbetonungen gibt es demgemäß nicht mehr, mit den Aermeln möchte die Mode, wenn es ginge, am liebsten ganz aufräumen, und die eben mit den Phantasien für die Sommerkleider beschäftigten Modekünstler denken ernstlich daran, die leichten Toiletten wenigstens für die Kurpromenaden zu ärmellos zu gestalten, wie es jetzt die Ballkleider sind.

An den Abendroben in ihrer prachtvollen Wirksamkeit lassen sich Modelbeen überhaupt am besten zum Ausdruck bringen. Wie schmal erscheint die schlanke Frau doch in der gewickelten Gesellschaftstoilette mit den Trägern statt der Aermel, die schmale Schultern in ihrer natürlichen Zarthe't zur Geltung kommen läßt. Beim Kostüm und dem Mantelkleid ist die Erreichung der Modesilhouette viel schwieriger. Da behilft man sich heuer durch möglichst kurze Achseln, und die verschiedensten Kleider aus Wollstoff und Seide für die Promenade und den Salon am Nachmittag zeigen sehr hoch eingenähte lange weite Schleiearärmel in abstechender, hellerer Farbe. Der Versuch, den fremden Aermel einzuführen, hat im Vorjahr bei uns wenig Erfolg gehabt, weil er wie eine Modelaune erschien. Heuer ist er begründet; die schmale Silhouette wird sich bei dem Kleid mit Aermeln kaum auf andere Weise erzielen lassen, und darum kann es sein, daß die Kleider aus zweierlei Material mehr Beifall als im Vorjahre finden.

Die Hüftenmarkierung bleibt auch weiterhin und wird nicht durch eine Taillenein schnürung abgelöst, obwohl die Kleider unleugbar enger geworden sind. Aber selbst die gewickelten Modelle haben ihren Stützpunkt an den Hüften, und die Mäßigung der Weite wird erst von diesen abwärts bemerkbar. Sehr lang und verdächtig eng erscheinen die Röcke, doch lassen einleitige Raffungen und Drapierungen auch hier Milderungen möglich erscheinen. Man zwängt sich nicht in Röcke, sondern ordnet den Stoff möglichst anmutig um die Gestalt, so daß auch den Beinen eine gewisse Bewegungsfreiheit bleibt.

Die blusigen Jackette, deren unteren Abschluß die Hüftgürtel bilden, tragen merkwürdigerweise durch ihren ganzen Schnitt und Bau dazu bei, die Figur schmal erscheinen zu lassen, wenn sie gut gearbeitet sind. Die Längsanordnung von gewachsten Borten, die Garnierung mit Lederfransen unterbricht diese angestrebte Wirkung, wie denn die Frühjahrsmode überhaupt nur Behelfe kennen wird, die nicht so sehr der bereits selbstverständlich gewordenen Schlankheit wie der Schmalheit dienen. Selbst bei Mänteln fällt es auf, daß die ihre Stoffmassen verloren haben und die Gestalt oben blusig, unterhalb der Hüften ziemlich eng umschmiegen.

Auch die Hutmodelle fügen sich in das Gesamtbild. Sie sind im Augenblick klein und hoch, die Garnierung steht nach aufwärts. Ob Toque, ob Cloche, die Bandrosette oder Masche, die zum Schmucke dient, ragt über den hohen Kopf steil empor, die Gesamterscheinung streckend. Und gleich dem Hut hilft auch der Schuh die richtige Silhouette zu erzielen. Er ist lang und schmal wie im Vorjahre, doch wird man die ganz flachen Absätze heuer vergeblich suchen. Der gute, feste, sogenannte „Wiener" Stöckel hat den englischen Absatz abgelöst und behauptet sich auch gegen den geschweiften französischen, der gegenwärtig am Schuh das Unmodernste darstellt, das überhaupt auszuberken ist.

Seit die Schlankheit die Grundbedingung der modernen Figur bildet, hat sie viele Wandlungen mitgemacht. So strichhaft wie heuer war sie jedoch bisher noch nie.

Peinlich

Nicht aus Schönheitsgründen, vielmehr aus der sehr praktischen und sogar ziemlich heiklen Ursache erörterte der Londoner Gerichtshof für Ehescheidung neulich die Frage: „Müssen Haarnadeln zur Haarfarbe passen?"

Mr. Tom Furneß, ein Vetter des Reedereibesitzers Lord Furneß, klagte gegen seine Gattin, Mrs. Elizabeth Fay Furneß, eine frühere amerikanische Filmschauspielerin, auf Scheidung wegen Verletzung der ehelichen Treue. Wie im „prüden Albion" üblich, nahm der Gerichtshof eine Nachprüfung der einzelnen Umstände, unter denen die eheliche Treue verletzt sein sollte, vor, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Als Mitschuldigen bezeichnete die Klage einen Berufskänzer, Monsieur Maurice Mouret, der indes das bessere Teil erwählt hatte, nicht zu erscheinen. Durch die Vernehmung von Zeugen, meist indiskreten Dienstboten, die in allen Ehescheidungsprozessen der britischen „oberen Zehntausend" eine Rolle spielen, wurde festgestellt, daß Mrs. Furneß mehrfach dem „Monsieur Maurice" (unter diesem abgekürzten Namen glänzte der Tänzer am Firmament der nächtlichen Vergnügungen Londons) in seiner Junggesellenwohnung in einem möblierten Hotel einen Besuch abgestattet hatte, und daß dann stets — die Badeeinrichtung sofort in Betrieb gesetzt wurde. Auch fand das Stubenmädchen nachher öfters Haarnadeln in der tänzerischen Lagerstatt. Da diese Haarnadeln jedoch schwarz waren, während Mrs. Furneß rotblondes Haar hat, bestritt ihr Anwalt, daß sie von ihr herrühren könnten, da eine elegante Dame zu rotblondem Haar niemals andere als goldene Haarnadeln verwenden würde. Darüber entspann sich eine lebhafte Diskussion, die zu keinem Ergebnis führte, sodaß die Weiterverhandlung vertagt wurde.

Huhtanen in Breslau

Am Sonnabend, den 24. d. Mts., gab es im D. K.-Theater eine Sensation für Breslau. Der zurzeit wohl beste Ringer der Welt, Huhtanen, war von der Direktion zu einem Match mit dem bayrischen Meisterringer Reiber verpflichtet worden. Leider war Reiber, übrigens ein Sohn des vor Jahren berühmten bayrischen Ringers Leonhard Reiber, kein genügender Gegner für den weltberühmten, bis auf den heutigen Tag unbesiegten Finnen, der, ganz plötzlich vor wenigen Jahren auftauchend, mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen von Sieg zu Sieg geschritten ist, und der fast alle namhaften Ringer, u. a. den Weltmeister Steinbach, Karl Saft und andere geworfen hat. Nachdem im Vorjahre Deutschlands bester Ringer, der Weltmeister Hans Schwarz, den Kampf gegen Huhtanen aufgab und für besiegt erklärt wurde, hat sich kein namhafter Gegner mehr für ihn gefunden. Huhtanen hat eine ganz eigenartige Kampfesweise, die seine Gegner dauernd in Atem hält, und er verfügt über eine geradezu ungeheure Kraft und eine Behendigkeit, die an Akrobatik grenzt. Mit keinem 1,90 Meter großen Gegner spielte er sozusagen nur, und schon nach 18 Minuten siegte er mühelos. Für diesen Mann muß man andere Gegner auf die Beine bringen, etwa Westergaard-Schmidt oder Erlenkamp, nachdem Hans Schwarz keine Lust mehr verspürt, mit dem Finnen zu ringen. Hoffentlich gelingt es der Direktion, einen Gegner der europäischen Extraklasse für ihn zu gewinnen.

Durch Huhtanen wurden die beiden anderen Kämpfe in den Schatten gestellt. Pietro-Scholz, der sich immer mehr verbessert, siegte über den Holländer van den Bern, dessen ganze Kampfesweise wenig sympathisch berührte, und der Breslauer Brückner warf in einem sehr schönen Kampfe den Dresdner Weinert nach 50 Minuten. Sowohl für den Kampf Huhtanen-Reiber wie für denjenigen von Brückner gegen Weinert hat der Verlag der „Breslauer Nachtpost" Prämien von je 10 000 Mark gestiftet.

Hoffentlich gelingt es dem tüchtigen Kampfrichter Reckling, der bis zu seiner Kriegsverletzung ein Ringer von Klasse war, und der u. a. den Weltmeister Hein geworfen hat, uns recht bald Huhtanen mit einer der großen Kanonen im Kampf vorzuführen. Aber auch Herr Reiber, der Proben eines großen Könnens ablegte, dürfte im Kampf, etwa gegen Pietro-Scholz, tadellos bestehen und soll uns in Breslau wieder ein gern gesehener Gast sein.

Maxim.

Redaktions-Briefkasten

Auf viele Anfragen. Die Broschüre „Breslau bei Nacht" erscheint bestimmt Ende dieser oder Anfang nächster Woche. Die vorbestellten Exemplare werden den Bestellern zugestellt, der Betrag für Porto und Verpackung durch Nachnahme erhoben. Eine beschränkte Anzahl Exemplare kommt bei Straßenhändlern und Kiosken zum Verkauf. Wir empfehlen denen unserer Leser, die auf eine Broschüre reflektieren, sie gleich nach Erscheinen beim Zeitungshändler zu kaufen. Ein Nachdruck ist aus technischen Schwierigkeiten kaum zu erwarten.

H. W. Die Sache läuft auf eine Erpressung hinaus. Wenn das Mädchen nachts auf dem Ringe sich ansprechen ließ und Ihnen ohne Widerstreben in die Wohnung folgte, kann von einer Notzüchtigung keine Rede sein. Bezahlen Sie keinen Pfennig, sondern gehen Sie zur Sittenpolizei, Herrenstraße 16.

Emde. Wenn ein Sittenmädchen heiraten will, wird es gewöhnlich von der Sittenkontrolle befreit. Es kommt dies jedoch auf den Einzelfall an. Oft ändert die Heirat an dem sittlichen Leben der Frau gar nichts, sie betreibt weiter ihr Gewerbe, und der Mann spielt weiter den Liebsten. Ob eine verheiratete Frau unter Sittenkontrolle gestellt werden kann? Selbstverständlich, wenn Gewerbeunzucht vorliegt. Wenn Sie so genau wissen, daß Ihre Frau mit anderen Männern sich herumtreibt, brauchen Sie ihr zu bloß einen Ehebruch nachweisen, und Sie sind von ihr geschieden. Wozu so viel Umstände? Sie haben doch bloß Unannehmlichkeiten dadurch.

Lonk. Es gibt hier in Breslau einen homoerotischen Klub, in dem auch Damen Zutritt finden. Die Gesellschaft ist, soweit mir bekannt, gut. Die Adresse des Klubs finden Sie in den in Betracht kommenden Zeitungen.

Ergo. Besuchen Sie uns in der Redaktion. Für das Porzellan hatte ich Verwendung.

prozeß zur linken Hand. Noch einmal schien es, als sollte der ganze Skandal versucht werden, denn in dem Beleidigungsprozeß gegen Harden sagte der intimste Freund des Kaisers, Philipp, Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels, Durchlaucht, unter seinem Eide aus, daß an den Behauptungen Hardens kein wahres Wort sei, und daß die Angeschuldigten hoch über dem Verdacht derartiger Vergehen ständen. Aber nur kurze Zeit. Der Oberlandesgerichtsrat Dr. Jfenbiel, dem die Aussagen des Fürsten nur allzugut in seine Weltanschauung paßten, sprach das Wort aus: „Diesen Fürsten muß man lieben!" Der Kaiser, von der Unschuld seines Höflings überzeugt, war schon in Begriff, Eulenburg zum Herzog zu ernennen, und selbst in der höchsten Instanz wurde der Streit für und wider die Angeschuldigten. Damals galt es als offenes Geheimnis, daß der Kronprinz, im Gegensatz zu seinem Vater stehend, den Sturz der „Liebenberger Tafelrunde", wie die Clique Eulenburgs nach seinem Schlosse Liebenberg hieß, erstrebte, während zum Beispiel der Prinz Eitel Friedrich aus anderen Gründen gegen Eulenburg war.

Noch mogte der Kampf hin und her, und nur derjenige, der viele Tage miterlebt hat, kann sich ein Bild von der unbeschreiblichen Aufregung jener Tage machen.

Da fiel die Entscheidung, und sie kam aus einer Richtung, von der sie keiner erwartete. Bei dem katholischen Pfarrer zu Starnberg beichtete ein Fischer namens Riedel, daß er vor vielen Jahren gelegentlich einer Bootfahrt auf dem Starnberger See von einem „feinen Offizier", einem Grafen Eulenburg, zu unbernatürlichen Wehelei verführt worden war. Auch später habe er noch weiterhin mit demselben Herrn solchen Verkehr gepflogen und habe ihn sogar in Schloß Liebenberg besucht. Er habe nun gelesen, daß dieser Herr vor Gericht geschworen habe, daß er niemals etwas derartiges getan habe. Das aber sei doch ein Meineid und eine schwere Sünde, besonders, weil dadurch ein unschuldiger, ehrlicher Harden, verurteilt werden würde. Der Geistliche pflichtete ihm bei und empfahl ihm, die Wahrheit an den Tag zu bringen, worauf Riedel nach Berlin zu Harden fuhr.

Wie eine Bombe schlugen die Aussagen Riedels ein. Fürst Eulenburg ein Meineidiger, der Freund des Kaisers des bewußten Meineids überführt! Himmelhoch brandeten die Wogen der Aufregung.

Und dann kam, gleich darauf, die nächste Sensation. Von Stunde an erkrankte der Fürst, und kein Gericht wagte es, den Meineidigen zur Rechenschaft zu ziehen. Bis nach der Revolution blieb das Verfahren ausgesetzt. Alle Jahre einmal fuhr eine Gerichtskommission nach Liebenberg, um mit dem tröstlichen Bescheid zurückzukehren, daß Se. Durchlaucht noch immer nicht den Strapazen der Verhandlung gewachsen war! Kurz nach der Revolution starb Eulenburg.

Der Eulenburg-Moltke-Skandal hat zweierlei bewirkt. Einmal hat er die verrotteten Verhältnisse am Hofe des letzten Kaisers blitzartig beleuchtet, und dann hat er den letzten Rest des Vertrauens in die Rechtsprechung in Preußen-Deutschland getötet.

Damit aber hat die Liebenberger Tafelrunde, die übrigens auch beim Sturze Bismarcks mitgewirkt hatte, dem Prestige des monarchischen Gedankens schwersten moralischen Schlag verfetzt, von dem es sich nie mehr erholt hat.

Maxim.

Im Theater

Es gibt nichts Interessanteres als einen Theaterbesuch. Weniger wegen der Vorstellung selbst, die man über sich ergehen lassen muß, als vielmehr wegen der amüsanten Studien an den Theaterbesuchern, die man bei solchen Gelegenheiten vollkommen gratis zum besten machen kann. Schon Goethe hat in seinem Vorspiel zum „Faust" keine hohe Meinung von dem Theaterpublikum im allgemeinen, und speziell von der holden Weiblichkeit läßt er den Direktor sagen:

„Die Damen gehen sich und ihren Putz zum Besten
Und spielen ohne Gage mit."

Und zunächst speziell die Damenwelt im Theater ist ein Kapitel für sich. In kaum einer anderen Halbmillionenstadt sieht man so viele schlecht angezogene Theaterbesucherinnen wie gerade bei uns in Breslau. Nicht etwa, weil es den Trägerinnen der Kleider an dem nötigen Geld fehlte, sich gut zu kleiden. O nein, man sieht schon an der Güte der Stoffe, daß das nicht der Fall ist. Nein man findet manchmal so originelle Farbenzusammenstellungen, daß man sich auf ein polnisches Bauerndorf versetzt glaubt. Wie finden Sie grün, rot und hellblau? Ich, für meinen Teil, finde das geradezu entsetzlich. Und doch trug neulich eine Dame im Lobetheater eine also zusammengesetzte Garderobe und hielt sich auch noch dazu darin wie ein nichtsingender Nachtigall. Dazu noch die betreffende Dame mindestens zwei Zentner schwer, und sie war es, die nach dem zweiten Akt von „Thomas Münzer", unmittelbar vor mir im Parkett sitzend, zu ihrem klapperblürren Gemahl sagte: „Ich dachte, das wäre etwas Ulkiges. Wenn ich gewußt hätte, daß das sonnes Gedeuteches ist, wäre ich nicht gegangen." Die Frau hatte wohl noch nie etwas von Bauernkriege gehört, und die Vorstellung bedeutete für sie böhmische Berge. Solche Leute sollten lieber zu einem Chaplin-Film gehen, da kommen sie eher auf ihre Kosten.

Neulich bei der entzückenden Vorführung des Eilen Petz-Ballets im Stadttheater saß neben mir eine wunderschön gekleidete Dame von Welt durch die Parkettreihen. Alles schaut bewundernd auf die elegante Frau. Da höre ich hinter mir ein Kichern, und im unverfälschten Breslauer Dialekt klingt es an mein Ohr: „Sieh ock, Miege, die sieht aus wie eene Berricke." Ich schaue nach um und sehe mir die beiden Schwätzerinnen an. Es waren dieselben Personen, die vorhin den Anscheinend Schwestern. Die Haare seit angeklatscht, hinten ein großes Nest. Dazu rosa Blusen und einen grünen Rock. Die Gesichter zum Malen. So was redet auch mit.

Es sind nicht einmal die Mädchen und Frauen der benannten niederen Stände, die sich so katastrophal kleiden. Im Gegenteil! Man findet sehr oft unter ihnen einfach, aber dabei allerliebst angezogene Püppchen. Aber aus dem Mittelstand und aus gewissen anderen Kreisen kommen oft wahre Vogelscheuchen angewandt, oft ganz nette Figuren und Geschicker, aber eine Aufmachung, die, eben weil sie bei den einen übertrieben elegant bei den anderen übertrieben ist, in beiden Fällen lächerlich wirkt. Ueber den Kaffee-Klatsch braucht man ja kaum Worte zu verlieren.

Ueber das Benehmen im Theater ist schon zuviel geschrieben worden, und es hat doch nichts geholfen. Immer wieder wird man durch lebhaften Meinungsaustausch, durch Knistern von Süßtempeln und durch anderen ähnlichen Lärm und Schnauben gestört. Leute, die momentan an Keuchhusten oder Schnupfen leiden, sollten sich wirklich lieber in die Flohkiste legen, als den Musentempel durch die profanen Geräusche ihrer Ur- und Riechwerkzeuge zu entweihen. Aber, es hat ja doch keinen Zweck, Kultur dort zu suchen, wo keine ist. Und bei einem Teile des Breslauer Theaterpublikums ist das leider der Fall.

Maxim.

Was soll man dazu sagen?

Bekanntlich befinden sich die Finanzen des Deutschen Reiches in einer geradezu verzweifelten Verfassung. Und unter all den Reichsbetrieben ist es besonders die Reichspost, die am allerunwirtschaftlichsten arbeitet. Man hatte nun geglaubt, daß das anders werden würde, nachdem der Reichspostminister Giesberts in der Versenkung verschwunden war. Aber es zeigt sich mehr und mehr, daß auch sein Nachfolger, Herr Stingel, in dem gleichen Fahrwasser segelt. Man hat immer wieder hinausposaunt, daß man nun endlich an einen Abbau des viel zu großen und unstündlichen Beamtenapparates bei der Post gehen werde. Wie dieser Abbau aussieht, und welcher Art die „Ersparnisse" bei der Postverwaltung sind, davon soll nachstehend ein Probchen verabreicht werden.

Bekanntlich hatte man sich entschlossen, die verheirateten Beamtinnen und diejenigen, die in kurzer Zeit heiraten wollten, mit einer Abfindungssumme zu verabschieden. Dagegen wird in großer Eile versucht, die Dinge hinzuziehen. Daß die betreffenden Damen eine Abfindungssumme erhalten, sollten wird nicht zu beanstanden sein. Was jedoch die Höhe dieser Abfindungssumme anbetrifft, so kann man mit Fug und Recht der Meinung sein, daß Abfindungssummen in Höhe des sieben und achtfachen Monatsgehalts, also ungefähr 1½ bis 2 Millionen Mark, bei den erbärmlichen Stand der Post zu hoch sind. Aber es kommt noch weit besser. Die vor ihrer Verheiratung stehenden Beamtinnen, die die Abfindungssumme bereits erhalten haben, richteten an die Oberpostdirektion in Breslau mit Gesuch, man möge den Beamtinnenverhältnis bis zu ihrer Verheiratung auch weiterhin als Angestellte bei der O. P. D. beschäftigt zu werden. Und dieses Gesuch fand Erhörung.

Ist das nicht geradezu toll?

Auf der einen Seite entlässt man Arbeitskräfte mit hoher Abfindungssumme, auf der anderen Seite die Post unnötigerweise belastet, auf der anderen Seite stellt man dieselben Kräfte, die man mit Mühe und großen Kosten entlassen hat, trotz der hohen Abfindungssumme wieder ein. Und alles das, nachdem man nach und nach zahlreiche Kriegsverletzte und andere Hilfskräfte entlassen hat.

Kennt man so etwas sparen? Dann möchten wir wissen, wie das Gegenteil davon aussehen soll. Da braucht man sich allerdings nicht zu wundern, wenn die Post dauernd mit Unterbilanz arbeitet, obgleich die Tarife ins Uferlose steigen und Handel und Wandel unerheuerlich belasten.

Eilf Papierfabriken und achtundbreißig Druckereien sind ununterbrochen mit der Herstellung von Papiergeld für das Reich beschäftigt. Wenn alle Verwaltungen des Reiches solche Gepflogenheiten haben sollten wie die Reichspostverwaltung im obigen Falle, dann wird man ihre Zeit bald verstehen müssen.

Aber warum denn auch nicht?

Wir haben's ja dazu!

M. G.

einzelne Scheibe des Fensters war nicht undurchsichtig, sondern aus gewöhnlichem Glas. Durch sie konnte ich die Hauserfront der benachbarten Straße erblicken. An einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses sah ich ein junges Mädchen, die eifrig gebückt über Tee und Näschereien saß. Nicht weiter nicht hübsch, unter anderen Umständen hätte ich sie wohl kaum beachtet, aber du lieber Gott, in der „Graupe" nimmt man eben mit allem vorlieb und betrachtet sogar das Stück trockene Frühstücksbrot als Delikatesse. Ich suchte mich der Schönen bemerkbar zu machen, doch die war so eifrig bei ihrer Arbeit, daß sie nicht ein einziges Mal aufsah. Ich durfte ich natürlich nicht, mein andauerndes Winken mit dem Taschentuch sah sie nicht, und ich hatte plötzlich den sehnsüchtigen Wunsch, mich mit einem Menschen außerhalb des Gefängnisses, sei es auch nur durch Zeichen, zu verständigen. Aber ein erfindungsreicher Kopf findet immer einen Weg oder: „ein wenig mehr" — wie der Chinese sagt, wenn er lateinisch kann. Mir fiel der kleine Taschenspiegel ein, den ich besaß, und mittels seiner und der lieben Sonne, die zu meinem Fenster hereinschien, war die Verbindung mit der emsig nähenden Schönen bald hergestellt. Sie blickte von der Arbeit auf, als ein blendender Lichtstrahl direkt ihr Antlitz traf. Dank dieser simulierten Atrendung der Telegraphie war bald eine lebhafte „Pausade" zwischen uns im Gange, wobei aber meine Schöne entschieden die Benachteiligte war. Denn während ich in der glücklichen Lage war, sie in voller Figur zu erblicken, durfte sie, da ich ja nur durch den schmalen Fensterspalt hinausblickte, nur mein Gesicht und ein Stückchen von meiner Gestalt sehen. Ob ihr dies wenige, was sie sah, imponiert hat, weiß ich freilich nicht; doch unsere „Unterhaltung" war eine sehr lebhafte, sie nickte mir lächelnd zu, winkte mit einem Tüchlein, und wenn ich meinen Spiegel gar zu häufig benutzte und sie durch die blendenden Lichtstrahlen bei der Arbeit gestört wurde, drohte sie mir schmollend mit dem Finger.

Leider nahmen diese mehr wie zarten Beziehungen eines Tages ein rasches Ende. Als ich eines Morgens meinem holden Gegenüber den gewohnten Sonnenmorgengruß hinübertelegraphieren wollte, saß statt meiner Schönen eine alte, häßliche Vettel am Fenster. Diese, kaum daß sie die Lichtstrahlen bemerkte, hatte nichts eiligeres zu tun, als das Fenster zu schließen und in den Schlafsaal zu gehen. Wahrscheinlich gerade die „Freistunde" abhielt, hinüberzubrüllen, daß man sich einen unpassenden Unfug mit ihr erlaube. Ich sprang natürlich schnell vom Fenster fort, versteckte den Spiegel, und eine sofort eingeleitete Revision des betreffenden Gefängnisflügels hatte kein Ergebnis. Meine Schöne habe sich eben vorgebeugt, und da von mir nun an den freundlichen Zeitvertreib entbehren mußte, war für mich ein schmerzlicher Verlust...

Erwähnen will ich noch eine Episode aus dem Leben eines Gefangenen, namens H., der jetzt eine längere Gefängnisstrafe wegen Zuckermarkenfälschung und Erpressung in Moskau verbüßt. Dieser H., der alles möglichen, Vielleicht: Erbschleichjunge, Heiratsschwindler und, wie viele behaupten, sogar Spitzel der Kriminalpolizei, gab als seinen offiziellen Beruf den eines Opernsängers an. Als er in der „Graupe" in Untersuchung saß, richtete er an den Ersten Staatsanwalt ein Gesuch, in dem er um die Erlaubnis bat, täglich in seiner Zelle eine Stunden lang Gesangsübungen vornehmen zu dürfen. Sonst, so führte er aus, bestünde Gefahr, daß er seiner Stimme verlustig ginge und seinen Beruf später nicht mehr ausüben könne. Und dieses seltsame Gesuch erledigte ein Staatsanwalt, der, was sogar bei den vielbeschäftigten Staatsanwälten vorkommt, Humor hatte. Er schlug dem Bittsteller vor, nicht Gesangsübungen zu machen, sondern er bestellte ihm einen, täglich auf zwei Stunden . . . . die Tobzelle aufzusuchen und dort nach Herzenslust Arien zu schmettern — — — Ob H. von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht hat, ist mir nicht bekannt geworden.

„Hinterkirchen".

Sie spielen im Leben des Gefangenen eine große Rolle. Sie machen das Dasein in der „Graupe" einigermaßen erträglich, sie lockern die straffen Fesseln der Hausordnung und bringen etwas Licht in das trübe Dunkel der Zelle.

Wie man im Unterfuchungsgefängnis durch List und Erfindungsgabe die strengen Bestimmungen umgeht, mit welch sonderbare Einfälle der Mensch in seiner Einsamkeit kommt, davon einige Beispiele:

Ich war endlich nach langem Harren in den Besitz eigner wertvoller Bücher gelangt. Doch die Freude an ihnen war nur von kurzer Dauer, denn jeden Abend um 6 Uhr mußte ich sogar bei der Dunkelheit mit Bedauern die Bücher weglegen. Man schrieb damals Januar, und während der kürzesten Tage erfreute sich jeder Gefangene in der Zeit von 5—6 Uhr abends des magischen Lichtes einer Petroleumlampe. Bald nach dem Abendessen jedoch mußte die Lampe herausgestellt werden, und sie blieb die Nacht über auf dem Fußboden vor der Zellentür stehen. Am Morgen, beim Empfang des „Kaffees", nahm man sie dann wieder herein. Mir paßte es nun garnicht, schon so früh meine Lektüre unterbrechen zu müssen, und ich sann auf einen Ausweg, wie ich des Abends im Besitz der Lampe bleiben konnte. Und auch hier half mir meine Erfindungsgabe und riesengroße Freckheit. Der Gefangenenkost bestand vielfach aus Bleikäsen, und von demselben Material war auch die „Butterdose", für die ich keine Verwendung hatte und die stets leer in meinem Wandschrank stand. Ich betrachtete das unnütze Möbel und fand, daß es mit dem Lampenboden einige Aehnlichkeit hatte. So war mein Plan schnell gefaßt. Ich füllte die Dose, Butter und Käse, in den Flügel des Kleiderzeuges in meiner Zelle war, in den Sand steckte ich einen zerbrochenen Zylinder, den ich mir während der Freistunde aus dem Müllkasten im Hofe gehlaudt hatte, und die schönste Ersatzlampe war fertig. Abends, wenn es so weit war, blies ich die richtige Lampe aus und stellte die Attrappe nur die Tür. Der Wachmeister merkte bei seinem Rundgang nie auf das dem Korridor draußen war es fast stockdunkel. Er hörte nur, daß etwas auf den Boden gesetzt wurde, sah undeutlich einen runden Gegenstand mit aufragendem Zylinder vor seinen Füßen stehen und schöpfte nicht den geringsten Verdacht. Später, wenn die Luft rein war, hängte ich die Schlafdecke von das Zellenfenster und zog mich bei Lichtschimmer wieder zu meinen, zündete die richtige Lampe wieder an und las bis zum Morgengrauen. Petroleum hatte ich stets zur Genüge; denn der Kalfaktor, der von meiner „Erfindung" unterrichtet war und sie alsbald nachmachte, füllte jeden Morgen, während die Abteilung in der „Freistunde" war, meine Lampe mit frischem Petroleum. Dafür erhielt er das Öfteren eine Zigarette, die ich in der „Graupe" so hoch im Kurse steht wie im Geschäftsleben der Dollar.

Das Tollste auf diesem Gebiete aber leistete sich ein Untersuchungsgefangener mit Namen Georg D. Er stammt aus einer hiesigen wohlhabenden Kaufmannsfamilie, aber die bürgerliche Wohlanständigkeit war ihm bekanntlich nicht, er war stets auf der Jagd nach Abenteuern und Sensationen. Er führte sich nur glücklich, wenn er, wie er sich einmal ausdrückte, eine kriminelle Atmosphäre um sich geschaffen hatte. Als er eines Tages wegen eines ganz originellen Betruges auf der Anklagebank erscheinen sollte, mußte der Termin vertagt werden, weil der Angeklagte nicht erschienen und auch Ersatzbote aus Kriminalbeamten, die ihn zwingend machen sollten, nicht zu ermitteln war. Georg D. aber, durch eine Hornbrille unkenntlich gemacht, saß seelenvergnügt im Zuhörerraum desselben Gerichtssaales, in welchem die beiden Kriminalbeamten von ihren erfolglosen Bemühungen berichteten. Der Gauner-teufel hat ihn bei seinem Spiel gewinnlos gemacht, und die er zum größten Teil auch praktisch ausführte, sind unzählige. Aber eines Tages erreichte ihn sein Schicksal doch, und Georg saß trübselig in einer Einzelzelle der „Graupe". Im Strafgesetzbuch und der Strafprozeßordnung kannte er sich aus wie ein gewiegter Jurist, und so wußte er, daß die goldene Freiheit ihm nicht eher wiedergegeben werden konnte, als bis dieser traurigen Erkenntnis hatte er sich abgefunden, die Entbehrungen und Bitternisse seiner Haft ertrug er mit stoischem Gleichmut. Was ihn aber auf das schmerzlichste drückte, war die Einsamkeit, der Mangel an Gesellschaft und gleichgesinnten Freunden. Aus guten Gründen war er in einer Einzelzelle untergebracht worden, denn seine Fähigkeit, seine blühenden kriminellen Phantasie und seiner eindringlichen Rede- und Ueberredungskunst war befähigt, eine Schar von Predigtamtskandidaten in eine Räuberbande zu verwandeln. D., der alles Leben und Bewegung um sich haben mußte, der sich unglücklich fühlte, wenn er nicht Mittelpunkt eines Kreises war, D. saß nun schon seit zehnfeiertagen in der Staatsanwaltschaft und harrte um seine Verlegung in eine Gemeinschaftszelle. Vergebens. Er meldete sich Dutzendemale krank, spielte in erschreckend naturgetreuer Weise den Verrückten, es half nichts! Er blieb weiter in Einzelhaft. Trübsinnig saß er in seiner Zelle und blickte auf einen Punkt, während er gerade zur Zeit der Blicke, fiel sein Auge auf eine Stecknadel. Eine ganz harmlose, unscheinbare Stecknadel. Aber unser Georg sprang vergnügt auf, strahlend übers ganze Gesicht, blitzartig hatte er das Ei des Columbus gefunden. Mittels dieser Stecknadel kam er zu seinem heißersehnten Ziel, und man mag daraus ersehen, wie bei besonderen Gegebenheiten in der Hand eines intelligenten Menschen zur gefährlichen Waffe werden kann.

Georg D. entblößte Arme und Oberschenkel und brachte sich mittels dieser Nadel kleine Stiche an besagten Körperteilen bei. Eine etwas schmerzhafte Prozedur zwar, aber was erträgt ein heroischer Geist nicht alles, um einen einmal gefaßten Vorsatz auszuführen? Nach vieren seien Geschwülste überzogen mit unzähligen winzigen Stichen. Am anderen Tage meldet sich D. krank. „Herr Doktor," sagt er, „ich hab' die Krätze!" Der Arzt wirft einen flüchtigen Blick auf die Wundmale, das Krankheitsbild läßt anscheinend keinen Zweifel zu, und schon nach zwei Stunden befindet sich der ausgekehrte D. im Gefängnislazarett zusammen mit einigen „Leidensgenossen". Aber damit ist er noch nicht zufrieden. Nach spätestens einer Woche, das weiß er, muß er das Lazarett verlassen, und ihm graut vor der Einsamkeit, die ihm dann wieder bevorsteht. Am Entlassungstage also, da ihn ein Wachmeister in seine Zelle zurückbringen soll, antwortet er auf dessen Frage nach Verbleib: „Ich lag in Abteilung 17, Nr. 166." Dies ist, unter Hohn, es ausgekundschaftet, eine Gemeinschaftszelle und das Ziel seiner heißesten Wünsche. Der Beamte, der im Augenblick nicht nachprüfen kann, ob diese Angabe auf Wahrheit beruht, führt den Gefangenen axglos in die besagte Zelle, wo er unter 15 Kameraden bald das angenehme Oberhaupt sein wird. Im zähen Kampfe mit Staatsanwalt, Arzt und Gefängnisdirektion ist D. wieder mal als Sieger hervorgegangen. Er ist jetzt im Strafgefängnis Neiße, wo er bis zum Mai nächsten Jahres „Kraft" zu schöpfen hat, und nicht sich dieser Episode mit Vergnügen erinnern. —

(Fortsetzung folgt.)

Neu für Breslau!

Holländisch Bufett

Internationale Wein- u. Likörstuben

Künstlerkonzert

Fremdenzimmer! Sonnenstraße 33 Fremdenzimmer!

Größtes Unternehmen dieser Branche in Schlesien

en gros von Juwelieren, Goldschmieden, Zahnärzten und Händlern **Gold, Silber, Platin** wie Ringe, Ketten, Armbänder, Bruch usw. in oder Menge zu Engrospreisen.

kauft: **Juwelen** Brillanten, große und kleine Steine Ringe, Kolliers Armbänder usw. ★

en détail von Privat, Instituten und Behörden **Gold, Silber, Platin** wie Ringe, Ketten, Armbänder, Bruch usw. in jeder Menge. ★

Ankauf nach Berliner Börsenpreisen.

Pforzheimer Metallkontor

Inhaber: Artur Lutz, Juwelier

Juwelen und Edelmetalle en gros

Breslau, Matthiasstraße 61, Nähe Postamt 10 — Geschäftszeit von 9—6.

Die gemütlichen Weinstuben

Zur Klause

Schmiedebrücke 31/32 I. Etage

!! Künstler-Konzert !!

Emmi Hermann

tanzt und singt

im

Cabaret „Groß-Breslau"

Königstraße 11.

! Der mondäne Betrieb !

Café Diele Bar

Residenz-Café

am Tauentzienplatz

Vornehmstes u. schönstes Familienlokal

Täglich von 4 Uhr ab:

Konzerte

Der elegante mondäne Betrieb

Direktion: **K. Ullmann**

Ab 6 Uhr: **Künstler-Konzert.**

Kronprinzen-Straße 44

Solide Preise. Tel. R. 1882.

Tischbestellung erbeten.

Schweidnitzerstr. Eing. Kleine Groschengasse

Bis 11 Uhr abends geöffnet.

Restaurant Gallonen-Diele

Inh.: Richard Scholz

Bohrauerstraße 5. Telefon Rg. 3965.

Bekanntes Familienlokal des Südens

2 Minuten vom Hauptbahnhof.

Spezialität: **Der gute Honnig-Crême**

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Gute Küche — Solide Preise.

Täglich ab 6 Uhr: **Künstler-Konzert**

Ausschankstätte renommierter Brauereien

Zellgarten-Variété

Besitzer: Restanowski

Täglich 8 Uhr abends:

Das **Valutamädel**

Vorverkauf Barasch.

Engelhardt-Bierquelle „Zum Ratsherrn"

Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 2507

Bier-, Wein- und Likörstuben

Gute Küche Gepflegte Getränke

Täglich ab 5 Uhr:

Künstler-Konzert

Groß-Breslau Königer 11.

Telefon Ring 4084

Das genügt!

Täglich 5—12 Uhr: **Konzert.**

Detektiv

Kurt R. H. Bräuer

Gartenstraße 83

Ermittelungen

jeder Art. Be- und Entlastungsmat. zu all. Zivil- und Straf-Prozessen, bei Aliment., Beschädigung., Beleidigungen etc.

Entlarvung

anonymer Briefschreiber und verleumd. Beleidiger.

Beobachtung

Ueberwachung von Fabrik., Geschäftsl. u. Personen, Verfolgung hier und an allen Orten.

Auskünfte

über Vert. Charakt., Vorleben, Vermögen zur Heirat und sonstige Angelegenheiten.

Sofortige sichere Hilfe bei Einbrüchen etc.

Nur erfahrg. Sachkenntnis Größter Erfolg.

Brillanten, Gold u. Silber, Perlen, antiquarische Münzen, Platin, Gemälde, alte Gold- u. Silbersachen kauft Zahlen Kreisch, Gelsenkirchen, Hochstr. 17 u. Zweigstelle.

PETER-DIELE

Promnitzstr. 51 am Schlachthof-Straßenbahnlinie 2u6 T. Rg. 6603

Täglich Konzert.

Gute Küche bis 1 Uhr nachts

Café Brodda

Inh.: H. Krummholz, Gräbschenerstr. 19/21.

Das vornehme Familien-Lokal

Täglich: Erstklassiges Künstler-Konzert

Geschlechtskranke!

Schnellste Heilung ohne Berufsstörung, 27jährige Praxis.

Dr. Dammann's Heilanstalten

Einziges ärztliches Institut dieser Art in Breslau. Gräbschenerstr. 41, 3. Etg. 9—11, 3—6, Sonntags 10—12. Mittwoch geschlossen.

Magerkeit

Schöne volle Körperformen durch unser „Hygra". Kraftpulver in 3 bis 4 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme. Garant. unschädlich. Jetzt empfohlen. Wirkung restlos! Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung Mark 1200.— Porto extra. Dp. Kronen-Apotheke, Neue Schweidnitzerstraße 8. (166

Geschlechts-, Harnröhren- u. Hautkranke

finden schnellste, sichere u. schmerzlose Behandlg. ohne Berufsstörung unter Verschwiegenheit im **Spezial-Heilinstitut Joliche, Breslau 2,** Palmstraße 22, II.

Telefon Ohle 1924

Sprechstunden: 9—12 vorm., 1/2 3—7 nachm. Sonn- und Feiertags 8—1 Uhr vorm.

Schweidnitzer Stadtgraben 9

Union-Weinhaus

Gute Küche — Dezente Musik

Inh. Willy Neumann

Wein- und Bierstuben

„Zur Feldschänke"

Feldstrasse 32

Fernspr. Ohle 9392. Nette Bedienung

10 Minuten vom Hauptbahnhof.

Dezente Musik.

Intimer Aufenthalt.

Café Dessau

Dessauerstraße 2. Telefon R. 2564

Täglich **Künstler-Trio**

Kapelle Hentschel

Solides Familienlokal.

Burgfeld 2 Unruh's Burgfeld 2

gemütl. Alt-Breslau

Intimer Verkehr! Tägl. v. 11—1 Uhr Intimer Verkehr!

Herrlicher Oder-Ausblick!

Täglich: **Künstler-Konzert**

Wein-Abteilung — Gute Küche

Solide Preise

Felsenkeller

dicht am Christophorplatz

Kätzelohle 8

Wein- u. Bierstuben

Nette Bedienung

Dezente Musik

Holmes Scharwenka

Solo Violine

Wo?

Telefon Ring 8299

Neue Gasse 27 ASTORIA

am Flügel: Berto van

Cello-Virtuose Jonny Dubaly

Wein- und Bierstuben

„Herrnstüb'l"

Hummerei 6

KLOSTER-STÜBEL

Klosterstraße 20/22 Tel. Ohle 9075

Wein-, Bier-, Likör-Stuben

Gemütlicher, solider Aufenthalt

Frau Lissy Reinhardt Wwe.

Wein-, Likör- u. Bierstuben

Vorstadt-Diele

Gräbschenerstraße 113.

Jeden Sonnabend und Sonntag:

Gemütl. Beisammensein

Kleinen Saal für Vereine u. Hochzeiten zu vergeben.

Bischofstr. Bischofstr.

Bedeck v. 12—3 Uhr

Bürgerstüb'l

Anerk. gute Küche. — Gepflegte Biere.

Ab 7 Uhr abds. Damen-Musik. Kapelle Brunner.

Telefon Ring 10108.

Café **Honolulu**

Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock

Dezente Musik. Zivile Preise!

Café und Konditorei Wein- und Likörstuben

„Fides"

KONZERT ab 4 Uhr nachmittags.

Inh.: F. Kramer

als Geschäftsführer: Leo Wittkowski.

Treffpunkt der Fremden!

Restaurant Matthias-Park

Moltkestraße 17. Telefon Ring 6218.

Mittagstisch von 12—3 Uhr

Gute Küche — Solide Preise

Jeden Sonntag ab 5 Uhr: KONZERT.

Vereinszimmer. Saal für Festlichkeiten.

„Deutsche Krone"

am Freiburger Bahnhof.

Behaglich eingerichtete

Wein- u. Bierstuben.

Casanovas Memoiren

6 Bände, neu, moderne Ausgabe, illustriert, umständeshalber für Mark 35 000.— nur an Privat zu verkaufen.

Freundliche Anfragen unter „Casanova" an den Verlag des Blattes.

Achtung! Saalbesitzer!

Ein Hupfeld „Helios"-Orchester,

8 Mann Besetzung, wenig gebraucht, dazu

Gleichstrommotor,

220 Volt, und 25 Stück Notenrollen billig zu verkaufen.

Gefl. Anfragen unter „Helios" an die Expedition dieses Blattes.

Konditorei u. Café

Odertor

Roßplatz 10 am Kleinbahnhof

Solides Familienlokal

Gutgepflegte Biere und Weine

Gute Küche

Jeden Abend: Dezente Musik.

Telefon Ring 5709.

Herausgeber und Chefredakteur: Erich Golland-Breslau. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Max Gruschwitz-Breslau.
Verlag: Erich Golland-Breslau. Redaktion und Expedition: Garrestraße 10. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 29/30.